ILLUSTRIERTE

2. Februarheft 1959 5

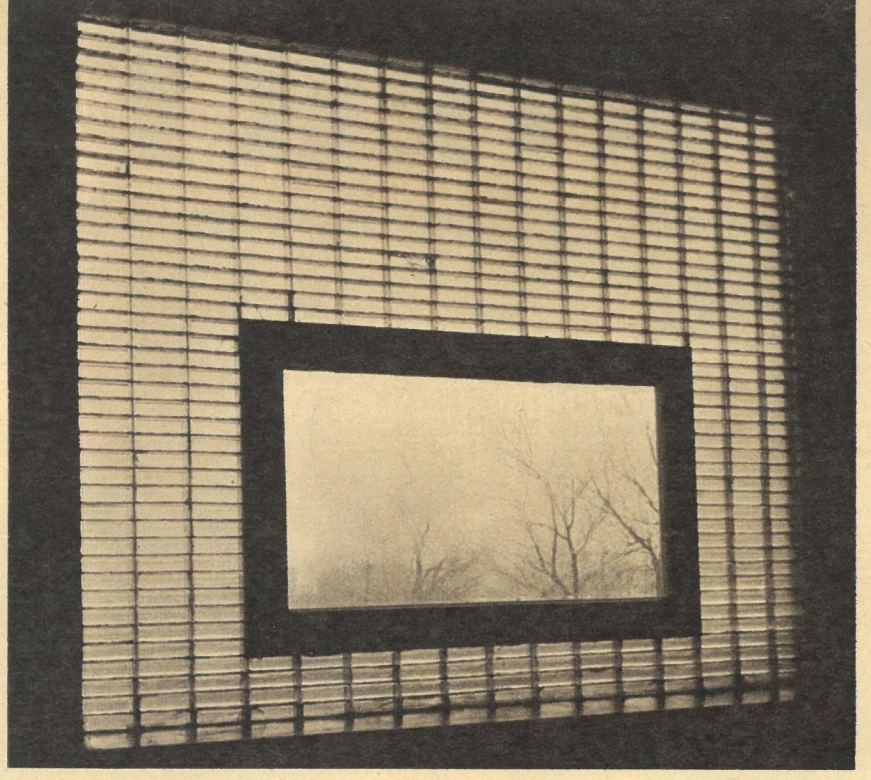
ZEIT IM BILD

Foto Buschmann

Eine Rose macht noch keinen Sommer...

Näheres Seite 18

DAS INTERESSANTE FOTO



Blick aus einem Fenster ▷
Foto I. Mokrzycka, Warschau

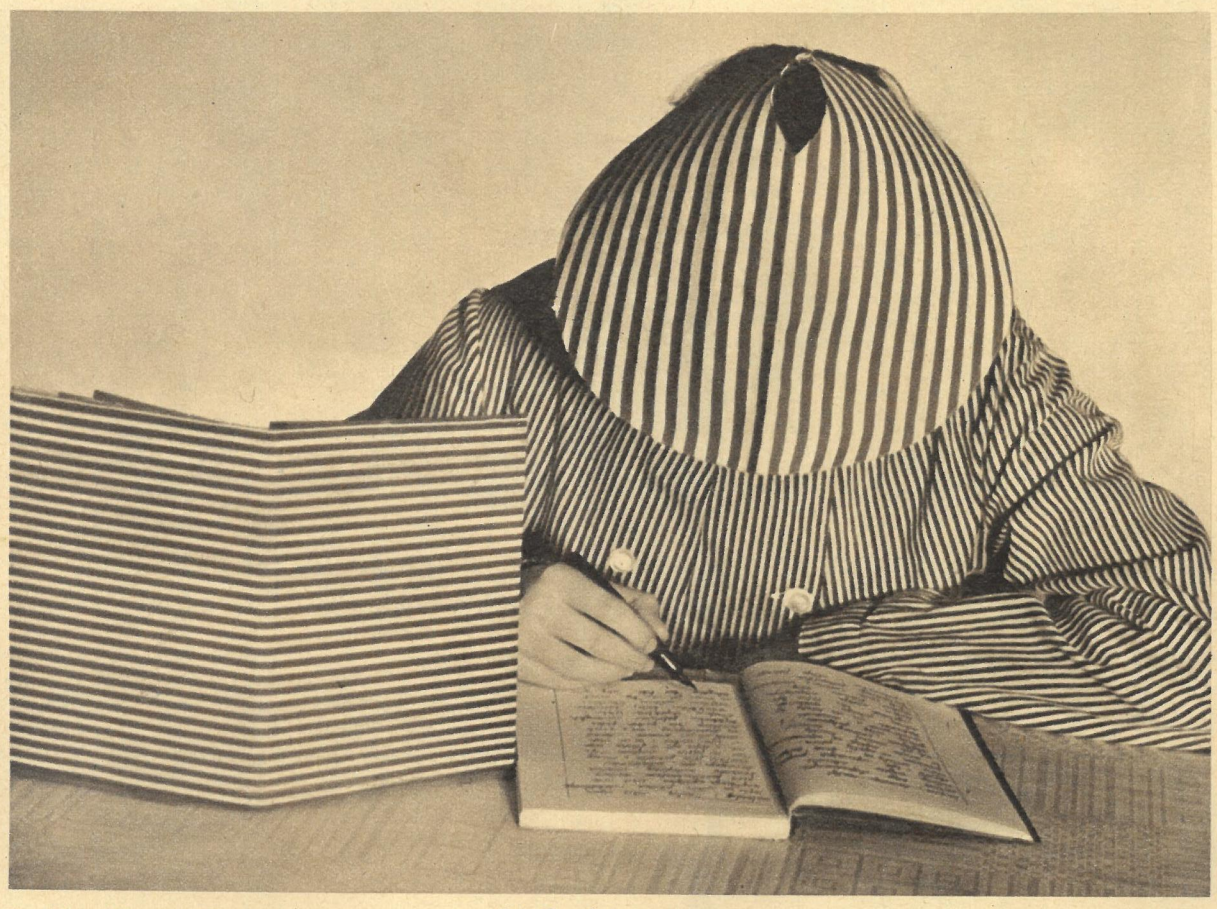


Foto Edward Hartwig, Warschau

Streifen-Intermezzo

Foto Edward Hartwig, Warschau

Lyrik einer Schneelandschaft

„Im Ruhrgebiet brodelt es, im Ruhrgebiet grassiert die Angst; im Ruhrgebiet glimmt ein gefährlicher Funke, der, wenn er sich entzündet, eine Explosion auslöst, die in ganz Deutschland zu hören sein wird."

Diese bemerkenswerte Feststellung stammt keinesfalls von einem Politiker oder Journalisten unserer Republik, sondern von dem Mitarbeiter der „Münchner Illustrierten" Manfred Lütgenhorst. Zum Jahreswechsel erschien dieser erschütternde Bericht über die Lage der Bergleute, mit dem Lütgenhorst zwar die bestehenden Zustände kritisiert, sich jedoch ängstlich hütet, ein Wort über die wahren Ursachen und die Möglichkeiten zur Beseitigung der Krise zu äußern. Wie dem auch sei, in seiner ungeschminkten Art ist der Bericht eine einzige Anklage gegen die Herren von Rhein und Ruhr, gegen das gepriesene Wirtschaftswunder und gegen den DGB, der so gut wie nichts zur Unterstützung der Kumpel unternimmt.

Margarine statt Butter

Koslowski heißt nicht Koslowski. Aber er hat mir mindestens fünfmal das Ehrenwort abgenommen, um Gottes willen nicht seinen richtigen Namen zu nennen. Koslowski hat Angst, daß man ihm, nachdem man ihm schon die Butter vom Brot genommen hat, auch noch die Margarine nimmt; daß man ihn aus der Grube wirft und anschließend aus der Wohnung. Und dann steht er mit seiner Familie auf der Straße, nachdem er acht Jahre lang im Pütt „vor Kohle" geschuftet hat, nachdem er bereits Steinstaub in der Lunge hat und mit 27 Jahren nachts röchelt wie ein alter Mann.

In der Wohnung von Koslowski ist alles neu. Das Wohnzimmer — solide Konfektion — gleicht den Wohnzimmern der anderen Bergleute in der Siedlung wie ein Ei dem anderen: Couch, darüber ein billiges Ölbild, Eßtisch, vier Stühle, zwei Sessel, Stehlampe, Fernsehapparat. In der Küche steht der Eisschrank. Ein Staubsauger gehört natürlich zum Inventar. Auf alles sind noch Raten zu zahlen.

Koslowski weist mit einer Handbewegung auf diese Herrlichkeiten, schaut seine Frau und sein Kind an und sagt: „Darum habe ich Angst!"

Frau Koslowski weiß nicht mehr, wie sie ihre Raten bezahlen soll. Sie hat monatlich noch 88 Mark für die Möbel, 28 Mark für den Fernsehapparat und 12 Mark für den Eisschrank abzuzahlen. Sie muß sie aber bezahlen, sonst holen die Firmen die „Klamotten", wie sie sagt, wieder ab.

„Was tun Sie nun, Frau Koslowski?" Frau Koslowski bekommt harte Augen. „Mir die Haare raufen", antwortet sie, „und dann mit dem Pfennig rechnen. Butter gibt es nicht mehr, nur mehr die billigste Margarine. Mein Mann kriegt nur noch die billigste Fleischwurst aufs Brot, obwohl er bei seiner schweren Arbeit kräftig essen müßte. Alle Birnen haben wir aus den Lampen gedreht; wir brennen nur noch eine von 25 Watt. Das Kind braucht Klamotten, aber jetzt kriegt es nur einen Trainingsanzug."

Frau Koslowski verließ mit verzerrtem Gesicht die Stube, um sie kurze Zeit später mit einem Arm voller Kleidungsstücke und Süßigkeiten wieder zu betreten.

Uns geht es nicht mehr gut

„Jetzt werde ich Ihnen mal was zeigen", sagt sie und schmettert den Stapel auf den polierten Wohnzimmertisch. „Also passen Sie mal auf: Meine Mutter wohnt in der Ostzone. Die ganzen Jahre habe ich ihr Pakete geschickt. Aber jetzt habe ich ihr geschrieben: Uns geht es nicht mehr gut, schick' Du uns mal was! Und das" — sie deutet auf die Sachen —, „das hat sie uns jetzt geschickt. Schauen Sie sich die Dinge genau an und überzeugen Sie sich, daß sie aus der Ostzone sind."

Sie zeigt alles einzeln vor: Schokolade, Bonbons, Äpfel, Hausschuhe, Perlonstrümpfe, für den Mann ein Oberhemd und für den Jungen einen Anzug.

„Verdammt noch mal!" schreit Frau Koslowski, „ich bin eine junge Frau, ich weiß nicht mehr, wann ich zuletzt im Kino war.

Fortsetzung Seite 4

59,6 Millionen gestohlen

Mit „Lichtwochen" versuchte man im Wirtschaftswunderland die dunkle Gegenwart zu überstrahlen. Davon aber wurden die Arbeiter nicht satt und die Westen der Aktionäre der Ruhrkohlenleitung in Essen (Foto oben) nicht sauberer. Trotz Lichterglanz und riesiger Kohlenhalden gehören die jungen Kohlensammler leider zum Bestand der Halden und Aufspülanlagen

„Münchner Illustrierte" bestätigt katastrophale Lebensbedingungen nicht nur an der Ruhr

„ZB"-Sonderkorrespondent . * . aus Hamburg fotografierte im Land der wachsenden Kohlenhalden

In 13 Monaten fast 60 Millionen DM Lohnausfall im Bergbau durch 2 826 947 Feierschichten

In den Lohnbüros der Zechen stapeln sich die Lohnpfändungen

Die Kohlenbarone drohen 100 000 Kumpeln mit „blauem Brief"

Auswirkung auf die Kassen der Geschäfte und Gaststätten

IG Bergbau will um ihre Lebensrechte nicht betteln, sondern kämpfen

Friedensvertrag mit Deutschland bedeutet gesicherte Existenz der Wirtschaft und der arbeitenden Menschen in der Bundesrepublik

Münchner Illustrierte
S 4.—
NR. 1 · MÜNCHEN, 3. JANUAR 1959 · 50 PF

Im Ruhrgebiet grassiert

Wie Tausende andere, weiß auch der Bergmann Hans Struck aus Essen nicht, was noch werden soll. Die Halden der Zeche „Emscher" überragen bald den Förderturm, und noch immer hält die krisenhafte Entwicklung an. Millionenwerte liegen brach — und Millionen Menschen verspüren täglich diese Auswirkung

Fortsetzung von Seite 2

Ich kann nicht mehr zum Friseur gehen, kein Kleid bekomme ich mehr, wir gehen nirgendwo mehr hin. Ich möchte mal wieder unter Leute!"

Dieser elementare Ausbruch kam unerwartet für den Reporter. Er war eben nicht auf einer „Party" der Wirtschaftsmagnaten des Ruhrgebietes, denen der Mercedes 300 noch zu minderwertig ist und die lieber im „Rolls Royce" fahren würden, sondern bei Bergleuten des Wirtschaftswunderlandes, die zu Feierschichten verdammt sind.

„Sie sind unfallverdächtig!"

Daß Familie Koslowski kein Einzelfall ist, davon konnte sich der Reporter überzeugen. Zahlreiche Kumpel gaben ihm mit rücksichtsloser Offenheit zu verstehen, daß sie sich schinden und ducken müssen, um nicht Lohn, Brot und Wohnung für immer zu verlieren.

„Passen Sie mal auf", sagt einer, den die anderen Jackie nennen, „wie sie heute den Bergmann behandeln, dem sie vor einem Jahr noch zärtlich die Backen gestreichelt haben! Ich habe kürzlich drei Wochen wegen meinem Magen gefeiert; der Arzt hatte mir eine Rollkur verordnet. Dann habe ich drei Wochen wegen einem Unfall gefeiert. Als ich wieder auf den Pütt kam, ließ mich der Betriebsführer kommen und sagte: ‚Sie haben sechs Wochen krank gefeiert!'

‚Ja', entgegnete ich, ‚das soll vorkommen. Dafür kann ich ja nichts.'

‚Doch', sagte der Betriebsführer, ‚ich habe den Auftrag von der Direktion, Sie zu verwarnen. Wenn das öfter vorkommt, müssen wir Sie entlassen!'"

„Sie übertreiben!" wende ich ein, „so etwas gibt es nicht!"

Da steht ein junger Bergmann auf, der die ganze Zeit still und versonnen dabeigesessen hat. „Jetzt werde ich Ihnen mal was erzählen", sagt er. „Ich habe 14 Wochen gefeiert. Mir ist in der Grube ein Stein auf den Kopf gefallen. Als ich zurückkam, ließ mich ebenfalls der Betriebsführer kommen und sagte: ‚Wenn das noch mal vorkommt, müssen wir Sie entlassen!'

‚Warum?' fragte ich, ‚dafür kann ich doch nichts.'

‚Doch', sagte der Betriebsführer, ‚Sie sind unfallverdächtig.'"

Ich bezweifelte auch das.

„Jetzt werde ich Ihnen einmal erklären", sagt ein anderer aus der Runde, „was es uns Bergleuten kostet, wenn wir mal einen Tag fehlen, ohne nachweisen zu können, daß wir ernstlich krank waren. Das kostet uns:

1. einen freien, bezahlten Samstag,
2. einen Urlaubstag,
3. wird der Schichttag, an dem wir gefehlt haben, nicht bezahlt.

So ein einziger Tag kostet uns 60 Mark. Trifft das im Jahr dreimal zu, gibt es auch keine Dividende, und bei der Krise heute sind solche Leute die ersten, die ‚rausfliegen'."

Zu Feierschichten verdammt

Ich suchte einen Bergmann, der in der Lage war, einigermaßen über der Sache zu stehen und die Situation so sachlich wie möglich zu beurteilen. Ich fand ihn. Er heißt Kurt A. und ist Mitglied des Betriebsrates einer großen Zeche.

A. ist Hauer. Bisher verdiente er 625 Mark brutto; jetzt macht er drei Feierschichten im Monat, das sind 75 Mark weniger — bleiben also 550 Mark brutto. Davon gehen die Abzüge, Miete, Gas, Licht und sonstige Unkosten ab, so daß ihm nicht mehr bleibt als allen Hauern: knapp 300 Mark.

Der durch die Kohlenkrise im Ruhrgebiet am schlimmsten Betroffene ist jedoch nicht der Hauer im Gedinge (Akkord), sondern der einfache Schichtlöhner. Und sechzig Prozent der gesamten Bergleute sind Schichtlöhner, die nicht mehr als 330 bis 350 Mark brutto im Monat verdienen. Wenn davon die Abzüge, Abzahlungen und andere Unkosten abgehen und dann noch drei Feierschichten hinzukommen, die über 40 Mark — das ist die Miete — im Monat kosten, dann trifft das den Mann so empfindlich, daß er nicht mehr ein noch aus weiß. Und aber Tausende Schichtlöhnerfamilien wissen heute nicht mehr ein noch aus. Das ist das Bedrohliche.

Ich fragte also A., wie er die Situation beurteilt.

Er dachte eine Weile nach. „Der Lohnverlust ist schlimm", sagte er dann. „75 bis 100 Mark weniger im Monat sind bei unseren Löhnen eine gewaltige Summe, wenn man bedenkt, daß jede Mark eingeplant war für das nackte Leben und Anschaffungen, die die meisten jungen Bergleute gemacht haben. Alle haben sie Raten zu

die Angst

Ein Fußballstar steht abseits Berni Klodt, Stürmer beim siebenfachen Deutschen Meister „Schalke 04" und in der Nationalelf, klagt über schlechten Geschäftsgang in seiner Wirtschaft. Viele Kumpels finden den Weg zu ihm nicht mehr. Für sie fallen Schnaps und Bier aus — ihre Lohntüten sind durch die Feierschichten zu dünn geworden.

zahlen. Aber schlimmer noch, so glaube ich", fuhr A. fort, „ist die psychologische und politische Seite dieser Krise. Die Leute werden radikalisiert. In unserer Siedlung, in der nur Kumpel wohnen, haben bisher über 60 Prozent SPD gewählt, der Rest meistens CDU, weil es ihnen gut ging. Ich möchte nicht daran denken, wen die Kumpel heute wählen würden, wenn sie wählen könnten, wen sie wählen möchten."
Dann: „Ich, nein, wir alle glauben, daß es noch wesentlich schlechter wird."
Dann: „Wenn man in die Bundeswehr Milliarden investieren kann, warum kann die Regierung nicht auch ein paar Milliarden in den Bergbau investieren?"

Sie rechnen mit dem Pfennig

Wir behaupteten eingangs, daß die Lage an Rhein und Ruhr nicht nur für die Bergleute katastrophal sei. Die Bestätigung wird uns wiederum Manfred Lütgenhorst liefern:
Gegenüber der Zeche Consolidation 1/6 in Gelsenkirchen liegt ein Lebensmittelgeschäft.
„Wie gehen die Geschäfte?" fragte ich die Verkäuferin.
„So schlecht wie noch nie", kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen. „Die Bergmannsfrauen rechnen wieder mit jedem Pfennig. Wir dürfen nicht mehr fragen: Darf es um zehn Pfennig mehr sein? Es darf nicht mehr sein."
Ein paar Meter neben dem Lebensmittelgeschäft liegt die Wirtschaft „Zur Theke". Um das riesige Bierfaß, das die Theke darstellt, ist gähnende Leere. Die ganze Kneipe ist leer. Nur ein Hund — ein Boxer — jault in einer Ecke.
„Wie geht 's Geschäft, Frau Wirtin?"
„Kumpel — kein Stück!" antwortet sie wie ein Schauspieler auf sein Stichwort. Später kommt der Wirt. Er ist genauer. „Ich verkaufe durch die Feierschichten drei bis vier Hektoliter Bier im Monat weniger. Vom Schnaps ganz zu schweigen. Ich verdiene im Monat genau 600 Mark weniger, seit wir die Feierschichten haben. Wenn ich, nein, wir alle hier, nur von den Bergleuten leben müßten, wären wir garantiert schon pleite."
Die verbilligten Eintrittskarten für die nahe gelegenen Städtischen Bühnen Gelsenkirchen, die dem Betriebsrat früher aus der Hand gerissen wurden, sind heute nur noch selten und dann nur mit viel Redegewandtheit an den Mann zu bringen.

Vorletzte Etappe: Pfandhaus

In Essen werden zehn Prozent mehr Waren im Pfandhaus angeboten als noch vor wenigen Monaten; in Bochum zwölf Prozent, in Duisburg zwanzig Prozent. Im Pfandhaus in Gelsenkirchen traf ich eine Frau, die gerade ihren Fernsehapparat verpfändete, weil sie wenigstens die Raten für die Waschmaschine weiterbezahlen will. In den Siedlungen sieht man nach Feierabend die Bergleute Kartoffeln verladen und Kohlen schippen, sie wollen ein paar Mark nebenbei verdienen.
Die Unfallquoten in den Gruben steigen, weil die Kumpel ohne Rücksicht auf Verluste „reinhauen", um mehr Kohle zu brechen.
Am meisten leidet unter der Bergarbeiterkrise das Textilgeschäft. Der Textilumsatz ist im Ruhrgebiet um zwanzig Prozent zurückgegangen. Manche Textilvertreter sagen sogar, sie machen nur mehr das halbe Geschäft wie im letzten Jahr. In Essen sind vier der renommiertesten Textilgeschäfte zum Verkauf angeboten.
Die Bergarbeiter werden von allen verantwortlichen Seiten gewarnt: Kauft nichts mehr, laßt euch auf keine Ratenzahlungen mehr ein. Denkt an die Krise, die euch 1959 erwartet! Denkt daran: Auf den Halden liegen bereits über 14 Millionen Tonnen Kohlen. Denkt daran, daß bereits 16 000 Mann entlassen wurden und man 100 000 entlassen will!

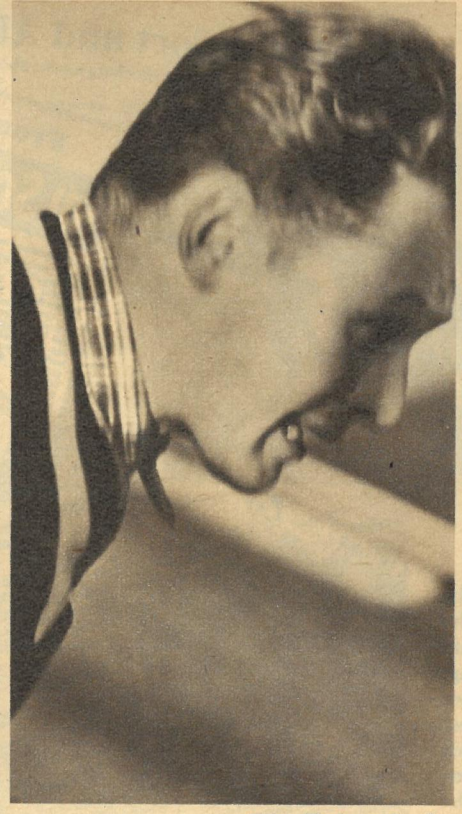
Das Schlimmste ist: Es kommt noch schlimmer!

Im Gegensatz zum Reporter begreifen die Bergleute immer besser, wer die Schuldigen an der „Kohlenkrise" sind. Und daß an Rhein und Ruhr die Zeichen auf Sturm stehen, das kann selbst die „Münchner Illustrierte" nicht länger verschweigen.
Es ist Abend. Der Hauer Sobottka sitzt mit zwei Kumpeln um den blanken Tisch und spielt mit ihnen um die Zehntelpfennig Skat. Es sind kräftige Burschen mit wirren Haaren, offenem Hemd und schwarzen Fingernägeln. Ich überschlage die Pfennige, die jeder vor sich liegen hat. Keiner hat mehr als 50 Pfennig zu verspielen. Auf dem Tisch liegt etwas Tabak, von dem sie sich Zigaretten drehen. Früher, denke ich, wäre es unmöglich gewesen, daß drei Bergleute am Abend Skat gespielt hätten, ohne daß eine Flasche Schnaps oder zumindest ein paar Flaschen Bier auf dem Tisch gestanden hätten.
„Heute", sagt der alte Sobottka, „haben im Ledigenheim wieder fünfzehn Jungen den blauen Brief gekriegt. Es waren Leute, die öfter krank gefeiert haben. Das Problem ‚Entlassen' steht heute obenan. Und das Schlimmste ist, uns hat man gesagt, es kommt noch schlimmer."
Sobottka hat früher mit Überschichten 800 bis 900 Mark nach Hause gebracht. Jetzt hat er noch 500 Mark brutto und 425 netto im Monat. Davon gehen ab: 70 Mark Miete, 15 Mark Licht und Gas, 7 Mark Radio- und Fernsehgebühren und die 60-Mark-Rate für den Fernsehapparat. Die Tageszeitung ist längst abbestellt, wie in vielen Bergarbeiterfamilien. Bleiben für Essen, Kleidung und sonstige dringende Dinge 273 Mark im Monat.

Und darüber „vergaß" der Reporter zu schreiben

Für Manfred Lütgenhorst ist es also Gewißheit, und damit gibt er sich zufrieden: Dem westdeutschen Arbeiter wird es in Zukunft noch schlechter gehen! Ist mit dieser fatalistischen Einstellung aber dem Kumpel geholfen? Wir sagen nein, denn das verspürt er tagtäglich selbst. Aber wissen will der Kumpel, wo der Ausweg aus dieser Misere ist, wer ihm dabei hilft und wer sich ihm entgegenstellt. Das zu sagen hat der Reporter der „Münchner Illustrierten" „vergessen". Er nimmt zur Kenntnis, daß während des vergangenen Jahres über 16 000 Bergleute des Ruhrgebietes abgebaut wurden und über 160 000 zur Kurzarbeit übergehen mußten. Bei den Stahlarbeitern ist der Zustand ähnlich: von 128 Hochöfen waren nur noch 98 in Betrieb. 54 Prozent aller Kurzarbeiter entfallen auf die Textilindustrie.
Aber Lütgenhorst will nicht zur Kenntnis nehmen, daß die Regierung der DDR sich echte Sorgen um die Zukunft der Ruhrkumpel macht. Am 9. Oktober 1958 unterbreitete sie ein Hilfsangebot, das zu einer spürbaren Erleichterung für viele Arbeiter führen könnte. 4 Millionen Tonnen Steinkohle, 200 000 Tonnen Walzmaterial und für 80 bis 90 Millionen Mark Chemikalien, Schuhe und Textilien wollten wir abnehmen. — Bonn lehnte ab. Erst die unmißverständlichen Proteste der Arbeiter erzielten einen vorläufigen Erfolg. Wenn die DGB- und SPD-Führungen ebenso konsequent wären wie ihre Betriebs- und Ortsgruppen und sich für die Annahme des gesamten Hilfsangebotes eingesetzt hätten, brauchte jetzt kein westdeutscher Arbeiter Feierschichten zu verfahren. Die Demonstration der 80 000 Ruhrkumpel in Bochum gegen Feierschichten und Lohnraub, für Zustimmung zum DDR-Hilfsangebot und gegen die atomare Aufrüstung Westdeutschlands unterstreicht die Worte des Vorsitzenden der IG Bergbau in der Bundesrepublik, der die Krise an Rhein und Ruhr als „ein wirtschaftspolitisches Stalingrad" bezeichnete. Wir halten unser Angebot nach wie vor aufrecht. Allerdings soll niemand erwarten, daß es die Wurzeln der krisenhaften Entwicklung beseitigen kann. Sie überwinden kann einzig und allein der westdeutsche Arbeiter; wir wollen ihm dabei nach besten Kräften helfen. Und nicht nur wir. Ist nicht gerade der sowjetische Vorschlag zu einem Friedensvertrag die sichere Garantie für eine sorgenfreie Zukunft auch des Ruhrkumpels? Die Artikel 32 und 39 besagen eindeutig: Deutschland werden keinerlei Beschränkungen in der Entwicklung seiner Friedenswirtschaft auferlegt, und bei Verträgen gilt als Grundlage, dem Handelspartner gegenseitig die Stellung des Meistbegünstigten einzuräumen. Das heißt: Handel mit allen Staaten in Ost und West, keine Absatzschwierigkeiten, dafür aber Aufträge und Lohn für alle. Damit Deutschland sich aber auch als freie, unabhängige wirtschaftliche Großmacht entwickeln kann, muß der deutsche Militarismus gebändigt, muß in Westdeutschland ein friedlicher, demokratischer Weg eingeschlagen werden.

In den Kohlenumschlagsanlagen der Hoesch-A.-G. am Rhein-Herne-Kanal herrscht ebenfalls Flaute. Von hier aus aber könnte ein Teil der Kohle verladen werden, die unsere Republik beziehen wollte. Die Vernunft der Menschen verlangt nach friedlichem Handel. — Wann wird dieser Gedanke in Bonn verstanden werden?



Für Zehntelsekunden hat die Kamera die Gesichter studiert. Kühn schwingen sich die Springer über den Bakken, die Nerven sind bis zum Äußersten gespannt, und dann setzen sie nach 60, 70, 80, 90 Metern in einem Neigungswinkel von 38° auf. Der Druck — der „Rucksack des Springers" — beträgt dann nahezu 3 Zentner. Wie die Schwingachsen eines Autos müssen die Knie des Springers diesen Druck abfangen. Noch dominiert hier die Kraft eines Helmut Recknagel. Die Fuchs, Brunner, Mathäi (v. l. n. r.) und andere haben die Routiniers Glaß und Lesser noch nicht erreicht. Aber bald schon kann der eine oder der andere „da sein" — alle Voraussetzungen dazu sind vorhanden

Bei Rot – warten, bei Grün – starten! Zwei „Verkehrsampeln" auf dem Betonriesen geben an Stelle der bisherigen roten Fahne dem Springer den Anlauf frei. Die größte Schanze unserer Republik ist mit modernster Technik ausgestattet. Im Kampfrichterturm mit seinen infra-beheizten Balkons und den darüberliegenden Kabinen sind Direktanschlüsse für Fernsehen, Rundfunk und Fernmelder vorhanden. Sprechanlagen verbinden die Rennleitung mit jeder Sprungluke, mit den Weitenmessern und dem Schanzentisch. Die Klingenthaler, in deren Schulen der Skilauf zum Pflichtfach erklärt wurde, sind stolz auf „ihre" Schanze. Als vor 30 Jahren die kleine Vogtlandschanze im Nebenort Mühlleithen erbaut wurde, hatte der damalige Wintersportverein bei Baubeginn 320 Mark in der Kasse. Die neue Schanze im Steinbachtal, mit großen Mitteln von Regierung und Sportclub erbaut, dokumentiert zugleich die großartige Entwicklung im ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat. Die große Klingenthaler Skifamilie, die vielen eifrigen Helfer beim Schanzenbau, erlebten ihre glücklichste Stunde

ZB-Reporter Werner Jenke und Adelhelm Dietzel erlebten Klingenthals glücklichste Stunde

Schanze frei!

Vor der Haustür von „Sherry",

wie Harry Glaß genannt wird, entstand die „Große Aschberg-Schanze". In Klingenthals Ski-Chronik wurde somit am 1. Februar 1959 eine neue Seite aufgeschlagen. In den zwanziger Jahren war es Walter Glaß I, der den Namen der Musikstadt in alle Welt trug. Vor seinem mit Ehrenpreisen fast überfüllten Schrank trafen wir den prominentesten Gast des Eröffnungssprunglaufes: Weltmeister von 1954 und Olympia-Sieger von 1956 Sverre Stenersen aus Norwegen (X). Die Klingenthaler Buben hatten ihn in der Nordischen Kombination klar bezwungen. „Buben" im wahrsten Sinne, denn bei allen Weltklassekämpfen siegten bisher die 26-, 28-, 30jährigen in der Kombination (Lang- und Sprunglauf). Stenersens „Gut, gut!" für diesen hoffnungsvollen Nachwuchs wiegt also viel. Begeistert äußert er sich auch über die neue Schanze: „Wir haben in Norwegen nichts Ähnliches aufzuweisen."

Am Hang des Scheibenberges: ein großes Sporthotel

Turmhöhe
über dem Auslauf
118,34 m
(Holmenkollen 88 m,
Cortina 103 m,
Garmisch 116 m)

Startsignal

Reporterturm

Parkplätze

Kampfrichterturm

Traversen auf beiden Seiten
für je 5000 Zuschauer

Kritischer Punkt: 82,37 m
(Holmenkollen 63,5 m,
Cortina 72 m, Garmisch 72 m)

Unterkünfte
Wintertrainingslager

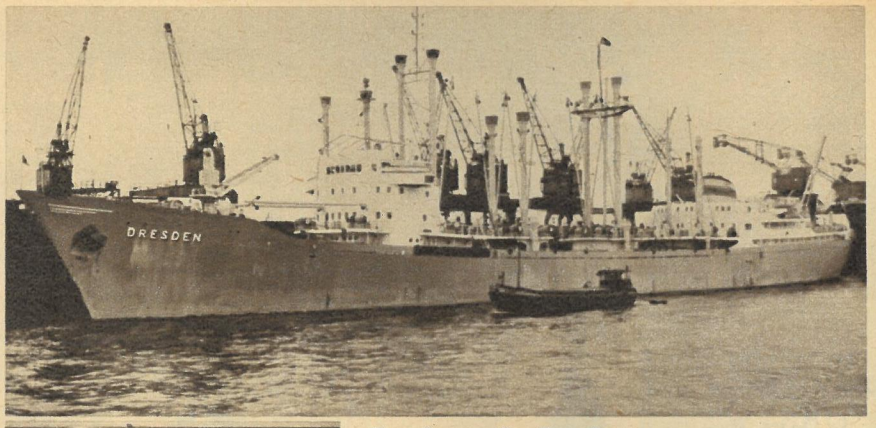
Sessellift für Springer

Klingenthal 1965. Geschrieben am Tage der Schanzenweihe 1959, Tatsache im Jahre 1965: „Von den Terrassen des neuen Sporthotels am Hange des Scheibenberges blicken wir auf die imposante Anlage. Vor wenigen Stunden sprachen wir noch mit bekannten Leichtathleten, die hier, wenige hundert Meter unter uns, ihr Wintertrainingslager bezogen haben. Doch jetzt triumphiert der ‚Weiße Sport'. Schon wieder trägt der moderne Sessellift die weltbesten Springer nach oben, vorbei an den breiten, gestaffelten Traversen, dem Kampfrichterturm und seinem Gegenüber: dem neuen Presseturm, wo auch unser Reporter Position bezogen hat. Große Kampfstimmung herrscht bei diesem olympischen Revanchekampf. Vollzählig ist die Weltelite am Start, und Hunderte von Omnibussen haben viele Tausende Zuschauer nach Klingenthal gebracht. Schon die Parkplätze lassen erkennen: Rekordbesuch! Rekorde aber auch auf der Schanze. Acht, vor Jahren noch Unbekannte, heute Weitenjäger und großartige Stilisten, liegen jetzt schon vor Altmeister Harry Glaß..."

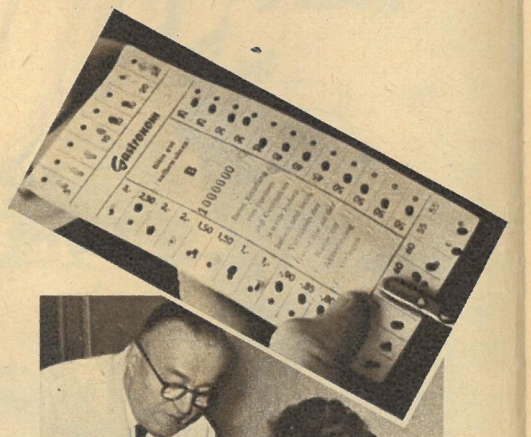
Platz für 100000 Zuschauer

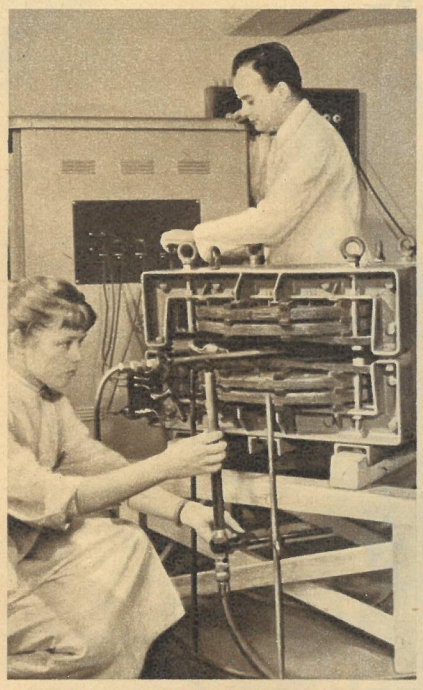
ZEIT IM BILD

Dresden ruft Coventry! Wenige Tage vor dem 14. Jahrestag der Zerstörung Dresdens begann in der Elbestadt eine Unterschriftensammlung für einen Appell an die von den Faschisten schwer zerstörte Stadt Coventry. Dieses Friedensbekenntnis erinnert daran, daß die deutschen Militaristen als Urheber des letzten Weltkrieges schon wieder die Völker Europas durch Kriegsvorbereitungen bedrohen. In ihm werden die Einwohner der englischen Stadt ersucht, bei Parlament und Regierung vorstellig zu werden, damit Deutschland recht schnell einen Friedensvertrag erhält und den deutschen Militaristen endgültig das Handwerk gelegt wird. Unser Bild: Unterschriftensammlung im Kino-Kamerawerk Fotos: Höhne/Pohl (2), Buschmann (2), Steffen, ZB (3)



Dresden grüßt „Dresden". Bevor der 10000-Tonner „Dresden" von Wismar aus zu seiner zweiten 24000-Seemeilen-Reise nach dem Fernen Osten in See stach, weilte der Oberbürgermeister der Elbestadt, Prof. Dr. Gute, als Gast des Kapitäns Schicketanz an Bord dieses Frachters, um mit den Seeleuten die aus einem Freundschaftsvertrag sich ergebenden Verpflichtungen zu beraten. So führt die „Dresden" u. a. eine Ausstellung an Bord, die in den von ihr anzulaufenden Welthäfen vom Aufbau der von den anglo-amerikanischen Bombern schwer zerstörten Elbestadt berichten soll





Dem Fehlerteufel zu Leibe. Mit Hilfe des vom Trafowerk Dresden gebauten ersten Betatrons in der DDR wird es möglich sein, 10 Zentimeter starke Eisenplatten durchdringende Röntgenstrahlen zu erzeugen, die an starkwandigen Werkstücken usw. Materialfehler erkennen lassen. Dieses neue Gerät wird gegenwärtig erprobt

Den 1000000sten Gast konnte der Objektleiter der erst am 1. Oktober 1958 eröffneten Schnellgaststätte „Gastronom" in Dresden Anfang Februar in der Fernschreiberin Frau Weinhold vom Fernsprechamt Dresden begrüßen. Der nach dem schwedischen Ticketsystem arbeitende moderne Gaststättenbetrieb erfreut sich größter Beliebtheit

ZB-EXKLUSIV: Veröffentlichung verboten!

Trotz strengster Pressezensur, die das Frondizi-Regime über Argentinien verhängt hat, erreichten uns einige Fotos unseres südamerikanischen Sonderkorrespondenten, die von den Volksaktionen gegen Frondizi berichten. Mutige Arbeiter schrieben an das Gaucho-Denkmal vor dem Schlachthof in Buenos Aires, der bekanntlich wegen „Unrentabilität" an die USA verschachert werden soll (vergl. ZB Nr. 4/1959): „Argentinier ja! Yankees nein! Gegen die Übergabe an die USA!" Auf den anderen Fotos sehen wir, wie Panzer den Schlachthof besetzen, wobei es 40 Schwer- und Leichtverletzte unter den Arbeitern gab, und ein Straßenbild nach einer Straßenschlacht. „Die Werktätigen sind erbittert", schreibt unser Mitarbeiter, „denn die Lebensmittel verteuerten sich in wenigen Wochen um 100 Prozent! Die Fleischpreise sind unerschwinglich. Was sich in diesen Tagen abspielt, ist unbeschreiblich!"

DIE ALTEN

KULTUREN

DER MENSCHHEIT

Bildbericht Adelheim Dietzel

18

Die kretischen Paläste hatten weder Schutzmauern noch Umwallungen. Völlig sicher scheint man sich hier, auf den flachen Hügeln unweit der Meeresküsten, gefühlt zu haben. Da kommt unerwartet und jäh das Ende der minoischen Zivilisation. Um 1400 v. u. Z. sinkt Knossos in Schutt und Asche, seine Alabasterwände bersten, die Bronzen schmelzen zu Klumpen, die Säulen brechen zusammen und verbrennen. Kein Dokument berichtet von diesem katastrophalen Untergang, und die späteren Sagen geben nur unklare Darstellungen davon. So blieb es den Archäologen vorbehalten, nach den Ursachen zu forschen. Noch heute erkennt man an einzelnen Steinquadern Spuren von Rauch, man sieht, daß es ein kräftiger Südweststurm gewesen sein muß, der das Feuer unterstützte. Evans, der erste Ausgräber dieser Totenstadt, glaubte, nur ein Erdbeben konnte den Palast so gründlich zerstören. Immer mehr aber setzt sich die Ansicht durch, daß durch einen Angriff die Vormachtstellung der Sklavenhalterfürsten der Insel in der Ägäis gewaltsam gebrochen wurde. Ihm dürfte eine überraschende Invasion eines anderen ägäischen Volkes vorausgegangen sein, wahrscheinlich der Mykener, die den Süden des griechischen Festlands bewohnten. — Die Kreter bauten zwar ihre Städte wieder auf, überließen aber die Palastruinen dem Verfall, so daß sie unter meterhohen Schuttschichten bis in unsere Tage verborgen blieben. Hier fand man auch den „Thron des Minos" (Foto). Seine steinerne Sachlichkeit läßt uns vielleicht etwas von der Unbeugsamkeit derer ahnen, die vor 4000 Jahren von hier aus das Mittelmeer beherrschten. Ihre Namen sind legendär geblieben, doch ihre kulturellen Leistungen durchdrangen die späteren Festlandkulturen und sind in der ganzen hellenischen Welt spürbar.

„Der steht unterm Pantoffel..."

VON PAUL REINKE

„Na", meinte der lange Seiffert und blieb an der Ecke stehen, „auf einen Kurzen und ein Helles darf ich euch doch einladen?"
Er wies mit der Hand zum Eingang des Lokals.
„Kein schlechter Gedanke", stellte Fritz Müller fest, „einen können wir zum Feierabend vertragen. Kommst doch mit, Ernst, bist doch mit von der Partie?"
„Nein", sagte der Angesprochene, „meine Frau wartet. Ich muß euch einen Korb geben, geht leider nicht." Er ließ die beiden Kollegen stehen und verabschiedete sich mit einem raschen „Guten Abend!".
Der lange Seiffert blickte dem Davongehenden nach. „Der steht unterm Pantoffel, der muß, ob er will oder nicht, pünktlich zu Hause sein, sonst hängt der Haussegen schief."
Fritz Müller nickte und sagte nachdenklich: „Der kann einem leid tun, nicht mal ein Helles gönnt ihm seine Frau."
Damit betraten die beiden das Lokal, blieben an der Theke stehen und labten sich an dem Kurzen und dem Hellen.
Beinahe traurig ergriff Fritz Müller wieder das Wort: „Und das will 'n Mann sein — nein, so würde ich mich nicht bevormunden lassen."
„Hast recht, Fritz!" Der lange Seiffert trank sein Glas aus. „Und schon darum lassen wir uns noch eins einschenken."
„Ehe die Blume welkt", meinte Fritz Müller, „darauf muß man glatt noch einen Kurzen hinter den Knorpel gießen."
Die beiden tranken und ließen noch einmal die Biergläser füllen, ohne wiederum die Blume welken zu lassen.
„Kannste dir vorstellen, so eine Frau zu haben?" wollte Fritz Müller von dem langen Seiffert wissen. Der Gefragte schüttelte den Kopf. „Schon der Gedanke allein macht einem Unbehagen."
Fritz Müller zündete sich eine Zigarette an.
„Nein, das gibt es bei mir nicht, daß ich mir von meiner Frau ein Glas Bier verbieten lasse!"
Zehn Kurze und zehn Helle hatten die beiden inzwischen getrunken. Sie stellten fest, daß eine Stunde vergangen war, während Kollege Ernst zu Hause seiner Frau helfen mußte und, wenn es hochkam, einen Topf Kaffee bekam.
Das Schicksal des Kollegen Ernst nahm sie an diesem Abend so mit, daß sie zwei Straßen weiter noch einmal einkehren mußten. Sie betraten ein Lokal, setzten sich an einen Tisch und bestellten erneut zwei Kurze und zwei Helle. Eben im Begriff, die Kurzen zu trinken, stieß der lange Seiffert Fritz Müller an. „Schau mal, Fritz, guck mal, da drüben! Was sagste dazu?"
Fritz machte Augen wie einer, der erst beim zweitenmal Hinsehen alles mitbekommt. „Da sitzt ja der Ernst mit seiner Frau?"
Die beiden schauten sich fassungslos an. Rasch tranken sie ihre Gläser aus, bezahlten und verließen das Lokal.
Draußen sagte der lange Seiffert: „Fritz, unsere Feststellung war vollkommen richtig. Der Ernst steht unterm Pantoffel. Wenn der abends müde von der Arbeit kommt und sie sagt: ‚Wir gehen noch ein Glas Bier trinken!', muß der glatt mitgehen. Wie gut, daß wir nicht solche Frauen haben!"

Der weiße und der schwarze Hund

VON F. C. WEISKOPF

Der Tiergarten menschlicher Dummheit und Niedertracht enthält nicht nur Papageien arischen und nichtarischen Geblüts, sondern auch anderes abstruses Getier.
Wenn man zum Beispiel als Fremder, den es danach gelüstet, die Denkwürdigkeiten der Stadt Washington in Augenschein zu nehmen, durch die entlegeneren Straßen ihres Nordwestviertels streift, kann es einem geschehen, daß man unversehens auf einen kleinen Friedhof stößt, dessen Firmenschild unter den Worten „Für unsere vierfüßigen Lieblinge" den Vermerk „Nur für weiße Klienten" trägt.
Wer nun etwa auf den Gedanken gerät, daß im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten schließlich auch die Tiere menschliche Unsitten annehmen könnten, wird durch die — in einem Bericht des Ausschusses zur Bekämpfung der Rassenungleichheit in der amerikanischen Hauptstadt wiedergegebene — Auskunft der Friedhofsdirektion eines Besseren belehrt. Den Hunden, so heißt es dort mit dem in Geschäftsdingen gebotenen heiligen Ernst, mache es wohl nichts weiter aus, ohne Rücksicht auf die Hautfarbe ihrer Herren innerhalb einer und derselben Mauer beerdigt zu werden. Dagegen würde die Leitung eines Friedhofsunternehmens von gewissem Rang durch die Zulassung verschiedenrassischer Besitzer von Hundeleichen sich einen unverzeihlichen Verstoß gegen die herrschenden Sitten zuschulden kommen lassen und dergestalt den sicheren Ruin herausfordern.
PS: In den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten kann man immer wieder lesen, daß Washington heute — wir schreiben das Jahr 1948 — die unbestreitbare Metropole der westlichen Demokratie und christlichen Kultur ist.
(Der Meinung sind die Herren heute auch noch. Die Red.)

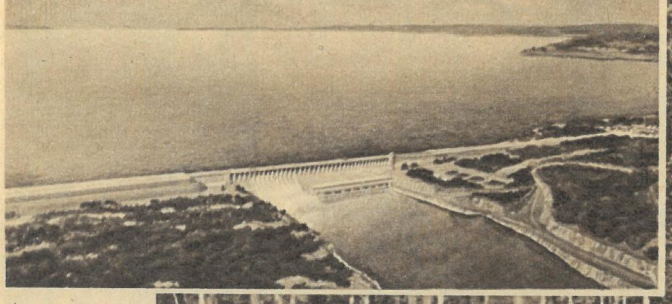
Nicht der einzige

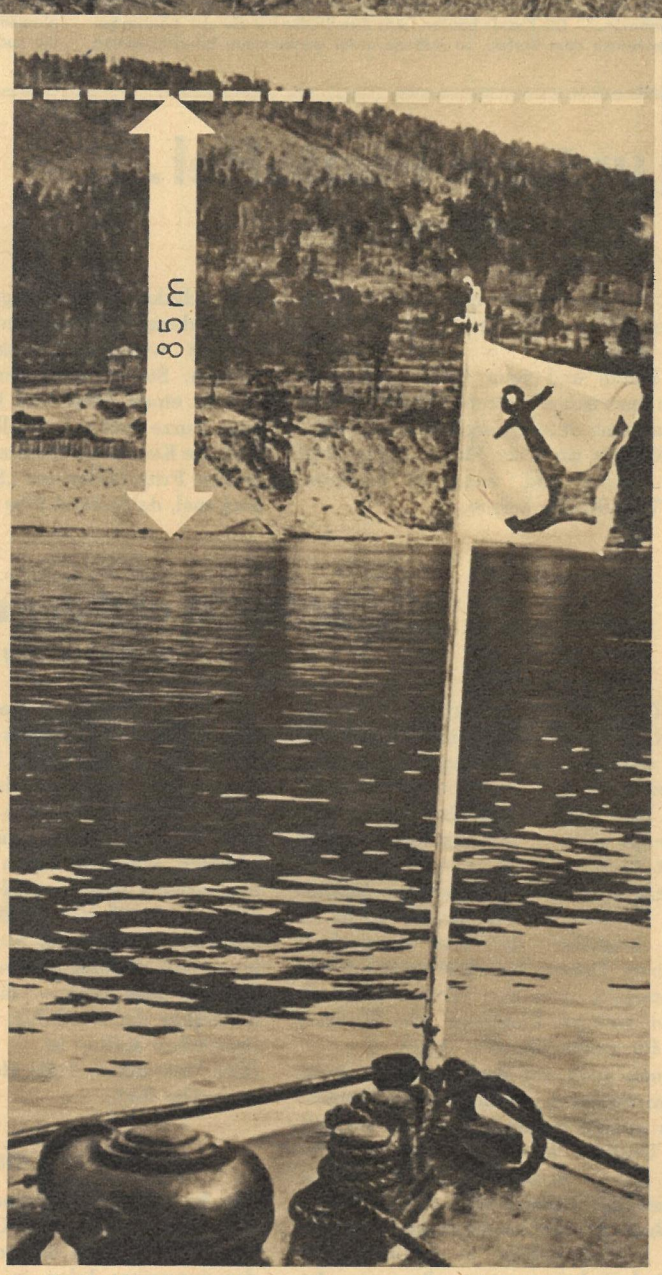
Als der englische Romancier und spätere Nobelpreisträger John Galsworthy nach seiner Reise durch die Sowjetunion Ende der zwanziger Jahre in Liverpool einen Vortrag über seine Eindrücke gehalten hatte und mit einigen Freunden im Klubrestaurant saß, steuerte ein bekannter Londoner Kritiker böse auf ihn zu.
„Großer Meister", sagte er, „Sie werden verstehen, daß ich enttäuscht bin und deshalb vor dem Ende Ihres Vortrags in die Bar hinüberwechselte. Ihre Ausführungen grenzten ja fast an Propaganda für die Sowjetunion."
John Galsworthy hob beruhigend die Hand. „Regen Sie sich nicht auf", erwiderte er nahezu verbindlich, „Sie sind nicht der einzige politische Neurastheniker, dem Realitäten auf die Nerven gehen."

Relativität

„Mr. Dulles", fragte ein englischer Reporter nach einer UN-Versammlung den amerikanischen Außenminister, „wie soll man das verstehen? Vor der Herstellung von Atombomben nannten Sie den berühmten Professor Einstein einen Wissenschaftler von Weltruf, als er jedoch vor ihrer Anwendung warnte, bezeichneten Sie ihn verächtlich als einen Kommunisten."
Als Dulles unangenehm berührt und unsicher mit den Schultern zuckte, schaltete sich ein polnischer Reporter ein. „Sehen Sie", sagte er, „das ist eben die Relativität."

Auf den Spuren des Kommunismus





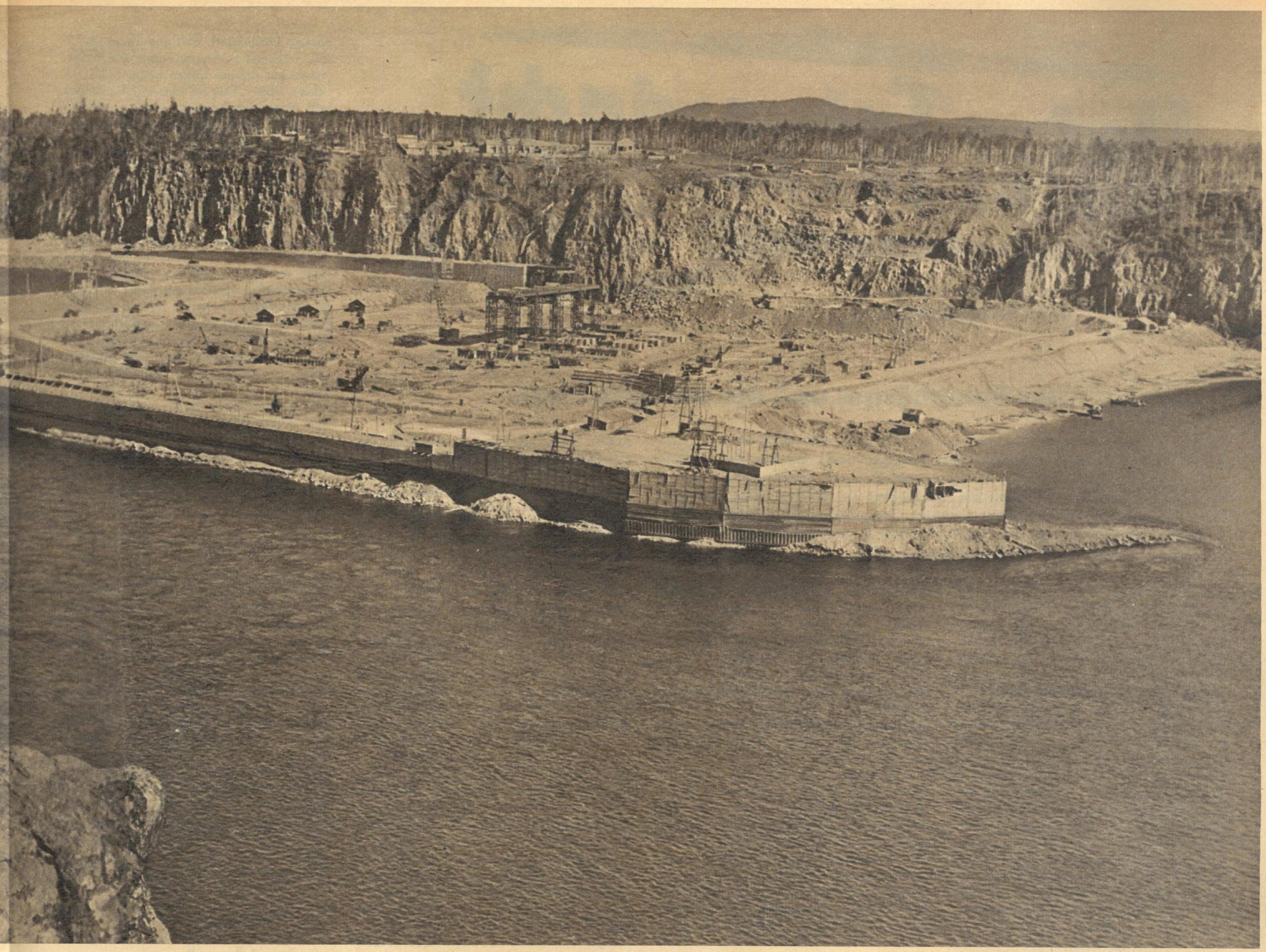
Neptuns Reich wird um 5500 Quadratkilometer größer! Doch der alte Bärtige, der Bruder von Zeus und Hades, hat diesmal nicht die Hand im Spiel. Sowjetmenschen sind es, die ihm den „blauen Kontinent" schaffen (Zeichnung oben links), die an den Paduner Stromschnellen eine 120 Meter hohe Mauer errichten

Der

Wälder und

Städtchen wie hier, wo auf den Straßen lebhafter Verkehr pulsiert, werden in zwei, drei Jahren schon Meeresgrund sein. Auch weite Teile der Taiga und 334 000 Hektar Wald werden zu Meeresgrund, wenn sich die Wasser der Angara stauen. 38 Millionen Kubikmeter Holz müssen zuvor geschlagen werden, und die Menschen aus 273 Siedlungen müssen eine neue Heimat erhalten. Für alle hat der Sowjetstaat gesorgt. Künftig werden die Einwohner nicht mehr inmitten unendlicher Urwälder, sondern am Rande eines Meeres wohnen, dessen Wogen der sibirische Sturm zornig ans Ufer peitscht. Ehemalige Holzfäller werden mit den Kuttern der Fischereigenossenschaften auf Fang gehen oder in den Fischkonservenfabriken arbeiten. Am Rande des Sibirischen Meeres, dessen Wasserspiegel 85 Meter über dem gegenwärtigen Spiegel der Angara liegen wird, werden Fabriken für Zellstoff, Pappe und Holzplatten entstehen. Hier wird das größte Holzverarbeitungskombinat der Sowjetunion gebaut, werden Werke der eisenschaffenden Industrie, des Maschinenbaus usw. errichtet

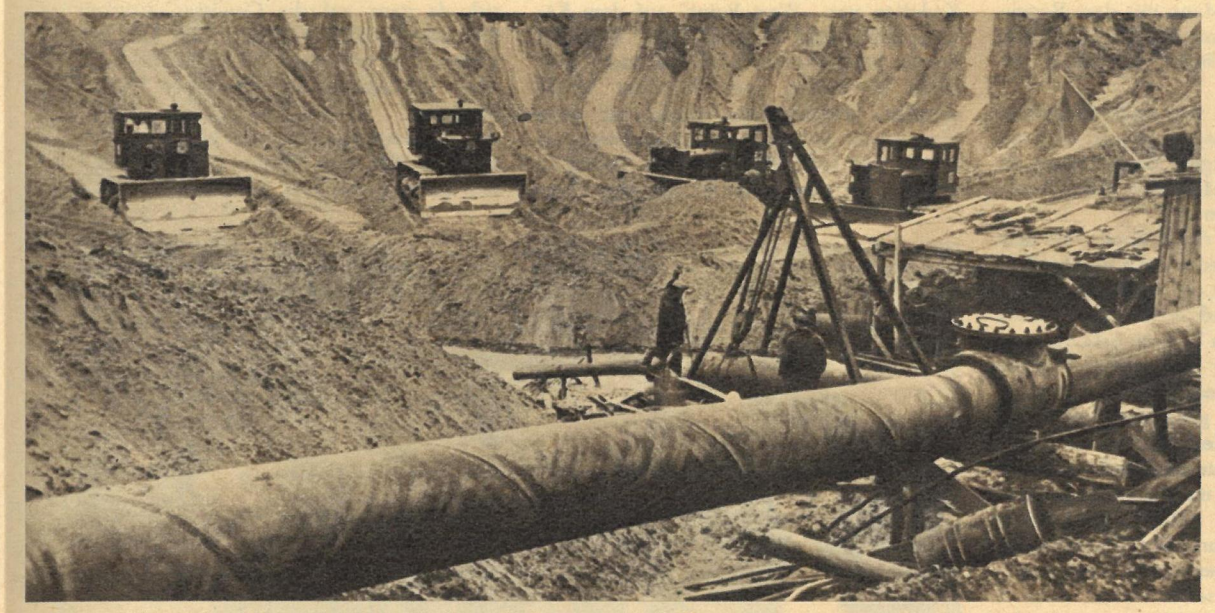
Den „Meeresgott" hat wohl noch nie ein Mensch gesehen, doch am Wasserbauvorhaben Bratsk laufen die „Meeresgötter" zu Hunderten herum. Es sind die Männer mit den Motorsägen, in Overall und hohen Stiefeln und mit einem dichten Mückenschleier vorm Gesicht: die Holzfäller, die aus allen Teilen der Sowjetunion kamen und die sich Baum für Baum in den dichten Urwald fressen, um den künftigen Meeresgrund freizulegen



und das Wasser der Angara zu einem 550 Kilometer langen und 1,5 bis 25 Kilometer breiten Meer inmitten Sibiriens stauen, dessen Wassermassen Turbinen mit fast doppelter Stärke wie am Wolgastaudamm Kuibyschew treiben werden. „Unmöglich" gibt es bei Kommunisten nicht: Sie versetzen Berge, geben Flüssen ein neues Bett. Sie griffen als erste und einzige Menschen der Welt erfolgreich nach den Sternen, und sie legen neue Meere an. Die Kommunisten aber sind es auch, die mit ihrem grandiosen Siebenjahrplan, den der XXI. Parteitag beriet, den Westen zum wirtschaftlichen Wettstreit herausforderten. Und diesem Land hatte man vor 40 Jahren kaum einige Tage Lebensdauer zugebilligt! Heute, nach 40 Jahren, schreiben die Blätter, die den Zusammenbruch des Sowjetstaates voraussagten, kleinlaut davon, daß sich der Westen anstrengen müsse, um nicht diese „Wirtschaftsschlacht" zu verlieren. Das Bauvorhaben von Bratsk, wo das 179 Milliarden Kubikmeter Wasser aufnehmende „Sibirische Meer" entstehen wird, ist aber nur eine Großbaustelle des Kommunismus

blaue Kontinent

Täler verschwinden – ein neues Meer entsteht – Kommunisten sind seine Schöpfer



Unermüdlich befinden sich mächtige Bagger, Bulldozer, Traktoren und Selbstkipper im Einsatz, und mehr als 1,5 Millionen Kubikmeter Erde wurden allein im Sommer 1957 im Fluß versenkt, um die Betonierungsarbeiten vorzubereiten. Das Riesenwehr selbst hat ein gutes Fundament: ein Basaltkissen, das auf jedem Quadratmeter einer genauen Prüfung unterzogen wurde. Die Angara ist mit ihren 1853 Kilometern Länge zwar bedeutend kürzer als die 4320 Kilometer lange Lena und der 4130 Kilometer lange Jenissei, aber sie birgt mit ihren 55 Kubikkilometern Wasser, die sie alljährlich dem Baikalsee entnimmt, etwa ebensoviel Kraft in sich wie die Wolga, der Dnepr und der Don zusammengenommen. Kein Wunder, daß man hier den größten Stausee der Welt mit einem Großkraftwerk baut, dessen erste 204 000-Kilowatt-Turbinen vor Ende 1960 Strom liefern. Zunächst sollen 18 solcher Turbinengiganten installiert werden

Fotos: W. Kiwrin / Text: B. Liebscher

Bevor sich das Staubecken mit Wasser füllt, wurde von Geologen, Historikern, Kunstforschern, Archäologen usw. eine genaue Untersuchung vorgenommen, die für alle Beteiligten wertvolle Erkenntnisse brachte. Von ihnen wurde ein großes Arbeitspensum verlangt, galt es doch, alles, was historischen, künstlerischen oder ethnographischen Wert besitzt, zu prüfen, zu klassifizieren und vom Grunde des künftigen Meeres zu bergen. Unsere Fotos vermitteln einen kleinen Einblick in die dabei gemachten Funde

Unter Tatverdacht

Kriminalfälle ohne Beispiel

VON GUNTER PRODOHL

12. Fortsetzung

Der Spießbürger und der perfekte Mord

In dem Prozeß gegen den des Gattenmordes angeklagten Otterberger Zahnarzt Dr. Müller ist der letzte Tag der Beweisaufnahme herangekommen, an dem der Psychiater Dr. von Baeyer dem Gericht sein Gutachten mitteilt. Seine Ausführungen sind zwar eine einzige moralische Vernichtung des Spießbürgers Dr. Müller, führen aber dazu, daß die Richter ihn von der Anklage des Mordes freisprechen, weil es dafür keine Beweise gibt. Einen Freispruch von jeglicher Anklage zu verkünden wagen sie jedoch, mit Rücksicht auf die spießbürgerliche Volksmoral, nicht.

Sie verkünden schließlich am 13. Juli 1956 ein kaum für möglich gehaltenes Kompromißurteil: „Der Angeklagte Dr. Müller wird wegen eines Vergehens der gefährlichen Körperverletzung und eines weiteren Vergehens der fahrlässigen Tötung zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt!"

Nach diesem Urteil zu folgern, hat Dr. Müller seine Frau nicht ermordet, er hat auch nicht das Feuer gelegt, aber er hat ihr eine gefährliche Körperverletzung beigebracht und sie dann aus Versehen in dem brennenden Auto umkommen lassen!

Zur Begründung dieses seltsamsten aller Gerichtsurteile führt der Vorsitzende aus:

„Der Angeklagte ist mit dem Tode seiner Frau in Verbindung zu bringen. Er ist schuld an ihrem Tode, aber Mord, von langer Hand geplant, scheidet aus! Das Gericht kann im einzelnen nicht sagen, was sich auf der Otterberger Landstraße abgespielt hat. Es kann aber feststellen, daß die Zeit zwischen der Abfahrt vom Birotshof und dem Brandausbruch ausreichte, daß diese 30 bis 40 Minuten ausgereicht haben, daß zwischen den Eheleuten Streit entstand, ein Streit, der möglicherweise um das Verhältnis des Angeklagten zu seiner früheren Sprechstundenhilfe ging. Es mag sein, daß die Ehefrau ihm daraufhin den Ring vor die Füße geworfen hat, es kann angenommen werden, daß der Angeklagte während dieses Streites seiner Frau körperlich zugesetzt hatte, und dann bleibt noch genügend Zeit, irgendwelche Manipulationen vorzunehmen. Nun, wir wissen nicht, ob der Angeklagte eine vorsätzliche Tötung seiner Frau, einen Mord begangen hat. Das Gericht ist davon ausgegangen, daß die Frau nach dem Streit schwer bewußtlos war. Es war also eine gefährliche Körperverletzung vor sich gegangen. Und das Gericht ist nun überzeugt: Der Angeklagte hätte bei der geringsten Sorgfalt verhindern können, daß seine Frau in den Flammen umkam. Damit machte er sich einer fahrlässigen Tötung schuldig. Das ist das, was das Gericht feststellen kann, als einen Sachverhalt, der sich mindestens ereignet haben muß!"

Dies also das Urteil des sensationellsten Mordprozesses der (west)deutschen Justizgeschichte. Wenn es nicht der Prozeß selbst gewesen ist, das Urteil stempelt ihn auf alle Fälle dazu. Jeder Jurastudent im ersten Semester, der eine solche rechtliche Begründung des Urteils gegeben hätte, wäre von der Universität geflogen, schreiben tags darauf einige Zeitungen und verlangen seine Aufhebung. Es soll noch schlimmer kommen. Am 9. Februar 1957 erklärt der zweite Strafsenat des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe das Urteil für rechtsgültig und unanfechtbar. Die von Staatsanwaltschaft und Verteidigung eingelegten Revisionen werden zurückgewiesen.

So wird dieser rätselhafte Kriminalfall wohl für alle Zeiten ungeklärt bleiben.

In Otterberg aber setzten die Spießbürger der von Dr. Müller zuschanden gemachten Kleinstadtmoral ein seltsames Denkmal. Der Baumstumpf, an dem sich der tragische Autobrand zutrug und dessen Rinde schon seit langem als „Souvenirs" abgebröckelt und entführt wurde, wird seither von den Otterbergern stets mit frischem Waldesgrün geschmückt „Zur Ehre der toten Frau Müller", wie sie es dem Fremden gern erzählen, und „Zum Ansehen ihrer so tiefgedemütigten bürgerlichen Reputiertheit", wie man wohl hinzusetzen darf!

Die Dillinger-Bande

„East Chicago" im amerikanischen Staate „Indiana", am 15. Januar des Jahres 1934: Vor dem Portal der „East-Chicagoer Nationalbank" fährt gemächlich, als hätten die Insassen nicht die geringste Eile, eine dunkelblaue, sechssitzige Chrysler-Limousine vor. Es ist Mittagszeit, in knapp einer halben Stunde wird die Nationalbank ihre Kassenräume schließen.

Der „Chrysler" parkt unmittelbar vor dem Portal, etwa vier Meter von den Steinstufen entfernt, die zur Eingangstür hinaufführen. Fünf junge Männer entsteigen der Limousine. Merkwürdig an ihnen ist, daß sie trotz der kalten Jahreszeit nur mit Anzug und Hut bekleidet sind und wie im Hochsommer einen Regenmantel über dem rechten Arm tragen.

Die wenigen Leute, die eilig an der Chrysler-Limousine vorbeihasten und nur mit einem Seitenblick erfassen, daß die fünf Männer gemessenen Schrittes, als gehörten sie zum Direktorium der Nationalbank, die Portalstufen hinaufschreiten, achten darauf nicht. Sie können auch nicht ahnen, daß ein jeder von ihnen unter dem Regenmantel eine zweiunddreißigschüssige entsicherte Maschinenpistole der amerikanischen Bundespolizei verborgen hält!

Am Steuer des Chrysler, dessen Motor friedlich brummend weiterläuft, beugt sich der zurückgebliebene Fahrer nach rechts seitwärts, zieht unter dem Mitfahrersitz ebenfalls eine Maschinenpistole hervor, entsichert sie und legt sie dann griffbereit neben sich auf das Lederpolster. Anschließend klopft er sich eine Zigarette aus dem Zelluloidpäckchen und entzündet am Schaft der Maschinenpistole ein Universal-Zündhölzchen.

Die ausgestiegenen Männer sind inzwischen hinter dem großen Portal der Bank verschwunden. Einer von ihnen bleibt wie ein Pförtner hinter der Tür stehen und zieht ein Pappschild aus der Tasche, das er mit einem Saugpfropfen an der Innenseite der Türscheibe befestigt. Von außen kann nun jedermann lesen, daß die Schalterräume der Bank vorübergehend geschlossen sind. Einem älteren Herrn, der es dennoch übersieht, bedeutet der Mann mit dem Regenmantel über dem Arm sehr höflich, daß er bedauerlicherweise keine Ausnahme gestatten könne.

Inzwischen sind die vier anderen Herren durch die Vorhalle gegangen und betreten nun den festsaalartigen Schalterraum, in dem rund hundert Menschen ihren Bankgeschäften nachgehen.

Wieder bleibt einer der Männer mit dem Regenmantel über dem Arm an der Tür zurück, während sich die restlichen drei — höflich entschuldigend, wenn sie jemanden anrempeln — zu dem Teil der Schalterfront durchdrängen, hinter dem sich der große Tresor mit weitgeöffneten Panzertüren befindet. Wie auf ein geheimes Kommando nehmen plötzlich alle vier mit der linken Hand den Regenmantel vom rechten Unterarm, und nun kann man ungehindert den schlanken schwarzen Lauf, die kreisrunde Munitionskasserolle und den braunen Holzschaft der Maschinenpistole besichtigen, wenn man ihnen zusehen würde. Aber es sieht ihnen in diesem Moment noch niemand zu. Die Menschen im Schalterraum sind viel zu sehr mit ihren Geldgeschäften beschäftigt.

Da hebt der an der Saaltür zurückgebliebene Mann die Maschinenpistole, drückt den rechten Zeigefinger durch, und im gleichen Bruchteil der Sekunde spritzt der schlanke Lauf schrill pfeifende Feuerbällchen gegen die Saaldecke. Die Geschosse zerfetzen die Stuckornamente und Beleuchtungskörper, und ein feiner Regen von Gips und Glassplittern rieselt auf den Parkettfußboden, wo lang ausgestreckt die vordem so emsig mit ihren Geschäften befaßten Bankkunden liegen. Platt wie die Kadetten von „West Point" auf dem Kasernenhof, nicht wagend, den Kopf zu heben. Sie brauchen auch gar nicht Ausschau zu halten, was da wohl Merkwürdiges vorgehe. Sie wissen es, ohne hinzusehen. Seit ein paar Jahren haben sie mindestens jede Woche einmal davon in der Zeitung gelesen. Es ist also eine überflüssige Höflichkeit, daß der Mann an der Tür, während er die rauchende Maschinenpistole auf die am Boden liegenden Leute richtet, sagt: „Das ist hier ein Raubüberfall! Wer sich bewegt, wird erschossen! Wer aber ruhig liegenbleibt, bis wir weg sind, dem geschieht nichts!"

Eine Pause von beklemmender Stille folgt seiner kurzen, im harten Chicagoer Slang vorgetragenen Ansprache. Eine Pause, während der sich in den Köpfen der am Boden klebenden Menschen die Gedanken jagen, ihre Körper aber steif sind, weil sie vor Furcht nicht zu zittern wagen. Manch einer von ihnen trägt eine Pistole in der Tasche und spielt jetzt mit dem Gedanken, sie unauffällig zu ziehen und zu schießen. Schließlich liegen sie ja zu hundert auf dem Boden. Und die vier Gangster können doch nicht jeden einzelnen im Auge behalten. Einer braucht ja nur den Anfang zu machen . . .

Manch einer denkt daran — aber im gleichen Augenblick auch an die Schlagzeile, die vor ein paar Tagen in der Zeitung prangte: „262 Menschen bei Banküberfällen erschossen!"

Und alle haben schließlich nur den einen Gedanken: nicht der 263. zu werden!

„Tür auf, sonst knallt's!"

Auch der Kassierer mit den schwarzen Stulpen an den Unterarmen, der unmittelbar vor dem geöffneten Tresor seinen Platz hat, denkt anfangs an Widerstand, an den weißen Alarmknopf unter dem Schalterbrett, der knapp einen halben Meter von ihm entfernt ist, während sich die nächste Maschinenpistole noch gut fünf Meter jenseits der Barriere befindet. Er denkt auch daran, daß morgen die Zeitungen schreiben würden: Heldenhafter Kassierer vereitelt Raubüberfall!, daß sein Bild groß auf der ersten Seite erscheinen würde, daß ihn die Direktion zum Oberkassierer befördern würde. Er braucht jetzt nur unauffällig die Hand auszustrecken, dann ist in ein paar Minuten die Polizei hier! Aber ihm fällt noch rechtzeitig ein, daß die Geschosse der Maschinenpistole die fünf Meter Entfernung bedeutend schneller überbrücken würden, daß in der Zeitung, vielleicht sogar schwarz umrandet, stehen würde: „Seine Pflichttreue zur Nationalbank bezahlte er mit seinem Leben . . ."

Der Kassierer vor dem geöffneten Tresor drückt nicht auf den Alarmknopf, sondern hebt gehorsam beide Hände und geht zu der kleinen Tür der Schalterbarriere, als ihm jetzt der Mann an der Eingangstür zuruft: „Du da am Tresor, los, mach die Tür auf und hilf einpacken, aber hurtig, sonst knallt's!"

Mit zitternden Händen hält er den grauen Postsack auf, der eigentlich für den legalen Geldtransport bestimmt ist. Er versucht anfangs noch zu zählen, wie viele der gebündelten Dollarpäckchen in den Sack fliegen, aber er gibt es dann doch auf. Der Mann, der die Bündel aus dem Tresor hineinwirft, hat von Anfang an auf diese Mühe verzichtet. Er und seine Kumpane verlassen sich da ganz auf die Gewissenhaftigkeit der amerikanischen Presse. Bis auf den letzten Cent genau werden sie heute abend schon die Summe der erbeuteten Dollars melden.

Als der Mann mit dem prall gefüllten Postsack die Tür zum Vorraum passiert, läßt sein Kollege, der dort die ganze Zeit über

Mitglieder der Dillinger-Bande mit ihrem „Chef" (in Hemdsärmeln)

Wache hielt, noch einmal seine Maschinenpistole sprechen. Nur eine Handbreit über die Köpfe der am Boden Liegenden hinweg fegt seine Salve und hinterläßt so viel Angst und Schrecken, daß keiner auf den Gedanken kommt, die Räuber zu verfolgen.

Im Chrysler zieht der Mann am Steuer die Augenbrauen hoch. Die Knallerei in der Bank hat ein paar Fensterscheiben, die an der Straßenfront liegen, bersten lassen. Passanten beginnen angsterfüllt davonzulaufen, an der Ecke wird jetzt der „Cobs", der Streifenpolizist, aufmerksam. Er kommt näher! Langsam erst, dann plötzlich im Laufschritt!

Als er während des Laufens die Pistole aus der Ledertasche zieht, greift auch der Mann am Steuer des Chrysler zur Maschinenpistole. Er legt den Lauf auf den Fensterrahmen der rechten Tür und stützt seinen Ellenbogen darauf, als halte er, gelangweilt, wie ein Taxichauffeur nach Fahrgästen Ausschau.

Um den Cobs nicht zu verfehlen, wollte er ihn eigentlich bis in Höhe der Portalstufen herankommen lassen. Als er ihn aber schon vor dem Schaufenster des Drugstore die Trillerpfeife ziehen und in den Mund stecken sieht, drückt er ab.

Der kurze, schrille Pfiff, der doch noch ertönt, geht unter im Klirren der Schaufensterscheibe, die auch getroffen wurde und nun in sich zusammenfällt. Der Cobs ist fast lautlos vornüber aufs Pflaster geschlagen, als sei er im schnellen Lauf gestolpert. Doch er erhebt sich nicht wieder. Er war wohl sofort tot.

Die „Lincoln-Avenue", in der die Nationalbank liegt, ist jetzt wie leergefegt. Ungestört können die vier Männer mit den Maschinenpistolen den Geldsack in den Wagen werfen und einsteigen. Wie aus Übermut schickt der letzte von ihnen noch eine Salve zum Portal der Bank hoch, daß auch die Türscheiben herausfallen. Dann heult der Motor des Wagens auf!

Am Abend verkünden es nicht nur die East-Chicagoer Blätter, die Presse ganz Amerikas berichtet, daß die gefürchtete Dillinger-Bande ihren 56. Bankraub durchgeführt, 263 954 Dollar und keinen Cent aus der Nationalbank von East-Chicago im Staate Indiana geraubt und diesmal gottlob nur den Polizeiposten O'Malley erschossen hat!

Nicht nur die brutale Art des Überfalles, vor allem die in der Decke, in den Wänden des Schalterraumes und im Leib des erschossenen Sergeanten O'Malley gefundenen Geschoßprojektile verraten, daß die gefährlichste aller amerikanischen Gangsterbanden hier am Werke gewesen ist. Die Munition gehörte noch vor wenigen Monaten der amerikanischen Bundespolizei im Staate Indiana! Erst in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1933 war sie in die Hände der Dillinger-Leute geraten. In jener Nacht überfiel John Dillinger mit seinen Bandenmitgliedern Homer van Meter und Fankie Nash die abgelegene Polizeistation Auburn in Indiana. Den Posten erschossen sie ohne Anruf, dann raubten sie zwei Maschinengewehre, sechs Maschinenpistolen, ein Dutzend Gewehre, mehrere Dutzend Pistolen und vierzehn Kästen Munition nebst einigen kugelsicheren Panzerwesten. In zwei Autos, von denen eines erst vom Hof der Polizeistation gestohlen wurde, transportierten sie die Beute ab. Damals hinterließen sie am Tatort so viel Fingerabdrücke, daß es nachher leichtfiel, den in der Fingerabdruckkartei längst verewigten John Dillinger als Urheber des dreisten Überfalles zu identifizieren. Mehr allerdings konnten die FBI-Beamten auch nicht ausrichten, obgleich Dillinger in der Folgezeit fast jede Woche durch neue Überfälle und Morde von sich reden machte.

So begann Dillinger

Die amerikanische Presse nimmt auch diesmal den neuesten Bankraub wieder zum Anlaß, um ihren Lesern die Lebensgeschichte und Karriere dieses mittlerweile berüchtigtsten amerikanischen Verbrechers zu erzählen. Mit allen chronologischen Details druckt sie zum 56. Male, daß John Dillinger, im Volksmund auch „John the Killer" geheißen, im Jahre 1903 im Städtchen Mooresville in Indiana als Sohn des ehrsamen Kaufmannes Charles Dillinger,

Siegessicher läßt sich John Dillinger, mit Revolver und Maschinenpistole bewaffnet, fotografieren

der sogar Vorstandsmitglied der „First Christian Church" war, geboren wurde und seinen ersten Raubüberfall einundzwanzig Jahre später, in noch recht stümperhafter Manier, auf den Mooresviller Bürger Morgan am hellichten Tage im Stadtpark durchgeführt habe.

Auch damals bediente sich Dillinger schon einer Schußwaffe, doch er war des Gebrauches solcher Werkzeuge noch nicht kundig. Seine Salve traf nur die Rückenlehne einer Parkbank. So kam der Kolonialwarenhändler Morgan mit dem Schrecken davon und der Sheriff von Mooresville zur Aufklärung eines versuchten Raubmordes. Der Mooresviller Friedensrichter ahnte wohl schon damals, was für ein Gangsterbursche da heranwuchs, denn er verurteilte Dillinger zu einer Gefängnisstrafe von mindestens zehn und höchstens zwanzig Jahren. Zur Verbüßung dieser Strafe wurde Dillinger in die moderne, „Indiana Reformaty" genannte, Besserungsanstalt von Pendleton eingewiesen. Die hier geübte fortschrittliche Art der Besserung von jugendlichen Verbrechern machte aber aus ihm statt eines ehrsamen Bürgers den Schrecken Amerikas, der zehn Jahre später zum „Public enemy 1", zum öffentlichen Staatsfeind Nummer 1, erklärt und mit seiner Bande für vogelfrei erklärt werden mußte, weil es der dreitausendköpfigen Sondertruppe des FBI-Chefs Hoover, auch G-Männer genannt, nicht möglich war, ihm mit den normalen Mitteln der Staats- und Polizeigewalt sein Gangsterhandwerk zu legen.

Bereits vier Jahre später wurde Dillinger vom Gouverneur von Indiana begnadigt und auf „Released on parole", auf Ehrenwort, nicht wieder straffällig zu werden, in Freiheit gesetzt. Zum Dank dafür verübte Dillinger mit seiner in der „fortschrittlichen" Besserungsanstalt zusammengestellten Bande die ersten Banküberfälle ausschließlich im Staate Indiana. In Ohio, Michigan, Indiana-Stadt, Illinois raubten sie die Banken in einer so brutalen Weise aus, daß ihre „Arbeit", obgleich Amerika in diesen Jahren der Wirtschaftskrise Bank- und ähnliche Raubüberfälle am laufenden Band erlebte, sofort bekannt und gefürchtet wurde. Dillinger begnügte sich nicht mehr mit der alten Räubermanier: Hände hoch und Geld raus! — er schoß ohne jede Warnung einfach in die Menge, legte jeden um, der ihm auf dem Wege zum Kassenschalter hinderlich war, egal, ob er Widerstand leistete oder nicht. Diese gnadenlose Brutalität schaffte ihm dann auch den Respekt, den er für das Gelingen seiner weiteren Pläne brauchte. Niemand wagte in Zukunft mehr den geringsten Widerstand, wenn Dillingers Männer, mit dem Regenmantel über dem Arm, im Schalterraum einer Bank auftauchten. Die Leute lagen meist schon auf der Erde, ehe sich die Bankräuber überhaupt zu erkennen gegeben hatten.

Eine Gans war schuld

Dennoch, im Jahre 1933, als Dillinger bereits über fünfundvierzig Banküberfälle ausgeführt und dabei mehr als fünf Millionen Dollar erbeutet hatte, ereilte auch ihn, wie es jedenfalls schien, auf ganz kuriose Weise das Schicksal. Auf einer harmlosen Spazierfahrt überfuhr er in dem Nest Bluffton eine Gans. Der Verbrecher, dem ein Menschenleben nie etwas gegolten hatte, stieg aus und kümmerte sich um das Schicksal des überfahrenen Tieres. Die Bauersfrau, der die Gans gehörte, verlangte aber einen Preis als Schadenersatz, den Dillinger nicht zahlen wollte. Es kam zum Streit, der Sheriff von Bluffton, Jesse Sarber, wurde gerufen, und er erkannte auf den ersten Blick den Mann, dessen Konterfei schon seit langem in seinem Büro als Steckbrief hing. Er sperrte den völlig überraschten Gangsterboß ins Ortsgefängnis ein und meldete in einem Blitzgespräch die Verhaftung Dillingers an die Zentrale des FBI in Washington.

Und nun geschah etwas, das erst viele Jahre später eine Aufklärung finden soll und der breiten Öffentlichkeit nur in vorsichtigen Andeutungen mitgeteilt wird. Nicht ein gepanzertes Gefangenentransportauto des FBI tauchte in Bluffton auf, sondern eine gepanzerte, dunkelblaue Chrysler-Limousine, in der sich Dillingers Bandenmitglieder Pierpont, Clark, Makley und Copeland befanden!

Kurz vor 22 Uhr, der Sheriff Jesse Sarber wartete voller Unruhe in seinem Büro auf die vom FBI zugesagte Eskorte G-Männer, traten Pierpont, Clark, Makley und Copeland ins Zimmer. Der Sheriff glaubte einen Moment tatsächlich, Beamte des FBI vor sich zu haben, doch als er, mehr der Form wegen, nach den Dienstausweisen fragte, zog Pierpont die Pistole aus dem Achselhalfter und erschoß den Sheriff. Dann durchsuchten die vier das Büro, fanden auch bald die Gefängnisschlüssel — wenn man angesichts der zwei Zellen im Keller der Polizeistation überhaupt von Gefängnis sprechen kann — und befreiten ihren Bandenchef.

Die Ortspresse meldete: „Mysteriöser Mord an Sheriff von Bluffton", aber von der Festnahme und sofortigen Befreiung Dillingers durch seine Bandenmitglieder erfuhr vorerst niemand ein Wort. So konnte sich auch noch niemand darüber Gedanken machen, woher wohl die Gangster die Festnahme und den Aufenthaltsort ihres Bosses wußten, wo doch nur der Sheriff von Bluffton und ein paar Männer in der Leitung des FBI davon Kenntnis hatten!

Ungehindert konnte Dillinger seine Bankraubserie fortsetzen, die schließlich am 15. Januar 1934 mit dem Raubüberfall auf die Nationalbank von East Chicago ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte. Die 264 000 Dollar, die sie hier raubten, waren die bis dahin größte Beute der Bande.

Alle nach dem Überfall eingeleiteten Polizeimaßnahmen bleiben erfolglos. Die ganze Stadt wird abgeriegelt, jedes nur denkbare Versteck durchstöbert, doch der dunkelblaue Chrysler, an dessen Steuer John Dillinger selbst saß, und die fünf Bandenmitglieder van Meter, Frankie Nash, Laster Makley, John Clark und MacPierpont sind und bleiben verschwunden, als hätte sie der Erdboden verschluckt.

Derweil aber die G-Männer des FBI Nacht für Nacht Chicagos Unterweltkaschemmen, Bordelle und Spielhöllen, in denen Jonnie, wie Dillinger von seinen Kumpanen genannt wird, an den arbeitsfreien Tagen Stammkunde ist, durchkämmen, legt die Bande vierzehn Tage Erholungsurlaub ein. Aufgesplittert in kleine Grüppchen und ausstaffiert mit den redlich geteilten 264 000 Dollar fahren sie in die vornehmsten Erholungsorte der Staaten. Dillinger selbst reist mit seinen drei Busenfreunden Pierpont, Makley und Clark für eine Woche nach Florida ans Meer und, als ihnen der Betrieb dort zuviel wird, weiter nach Arizona in die Berge. In dem kleinen Nest Tucson machen sie für ein paar Tage Station, wohnen im Congreß-Hotel und pflegen hier der Ruhe wie ein paar angesehene Mitglieder der „High Society", der oberen Zehntausend!

Und hier, in diesem weltabgeschiedenen, ruhigen Nest, wo keiner der dreitausend zu seiner Bekämpfung eingesetzten G-Männer ihn auch nur im Traum vermuten würde, fällt der gefährlichste Räuber und Mörder Amerikas ein zweites Mal durch einen blödsinnigen Zufall, den auszudenken kein Romanautor wagen würde, einem biederen Landsheriff in die Hände!

Er ist's wirklich!

Im Congreß-Hotel bricht in der Nacht vom 25. zum 26. Januar 1934 durch Kurzschluß ein Großfeuer aus, während Dillinger und seine drei Kumpane völlig betrunken im Bett liegen. Um ein Haar wären sie zu einem Häufchen Asche verbrannt, und das FBI und ganz Amerika hätte nie von ihrem ruhmlosen Ende erfahren! Ein besonders unerschrockener Feuerwehrmann, James Freemann, rettet die drei in letzter Minute und schafft sie, weil sie nicht nur betrunken, sondern nun auch rauchvergiftet sind, in das kleine Hospital von Tucson.

Als die Löscharbeiten längst beendet sind, blättert der Feuerwehrmann James Freemann in der Feuerwache in einem der herumliegenden Magazine, betrachtet zunächst ganz mechanisch das im Großformat veröffentlichte Foto des Gangsters John Dillinger, der zehn Tage vorher einen seiner üblichen Raubüberfälle verübt hatte, und bekommt plötzlich einen Todesschreck! Das Gesicht des einen der vier Männer, die er vor wenigen Stunden aus dem brennenden Hotel gerettet hat, kommt ihm wieder in Erinnerung. Er betrachtet noch einmal das Magazinbild, dann weiß er, daß er sich nicht getäuscht hat! Der Mann, der jetzt bewußtlos im Hospital liegt, muß der Gangsterboß John Dillinger sein!

Tucsons Sheriff, Georg J. Hunter, lacht dröhnend am Telefon, als ihm Freemann höchst erregt meldet, daß Amerikas Staatsfeind Nr. 1 betrunken und rauchvergiftet im Hospital von Tucson liege! Wie auf einen Taubstummen muß der Feuerwehrmann auf den Sheriff einreden und ihn immer wieder anschreien: „Er ist's wirklich, glaubt mir doch! Ich weiß es!" ehe sich Hunter endlich bequemt, ein paar Beamte zum Hospital zu schicken.

Was der Sheriff Hunter noch immer für einen schlechten Scherz, allenfalls für einen Irrtum hält, ist sensationelle Wirklichkeit! Zwei harmlose kleine Dorfpolizisten bringen zustande, was vorher der groß aufgezogene Apparat des FBI trotz Einsatzes Tausender Spezialbeamter, die über die modernsten Fahndungsmittel verfügen und bis an die Zähne bewaffnet sind, nicht schaffte.

Fortsetzung folgt

Da hielt die Welt den Atem an

(Die größten Katastrophen der Menschheitsgeschichte)

Dieser interessante Tatsachenbericht von BERND KARGER-DECKER, den wir vor einiger Zeit veröffentlichten, erscheint demnächst in der Taschenbuchreihe des VERLAGS DER NATION

Schön und gesund!

Ein gepflegter Teint wirkt erst dann schön, wenn er auch gesund ist. Creme Leodor mit Azulen wird beiden Forderungen gerecht. Auserwählte Ingredienzien pflegen die Haut. Azulen aber, der keimtötende Bestandteil der Kamille, wirkt heilend. Die Parfümierung, der französischen Note angepaßt, ist edel und sehr sympathisch.

Creme Leodor

mit Azulen

dem heilenden Kamillen-Wirkstoff in der Tube

VEB ELBE Chemie

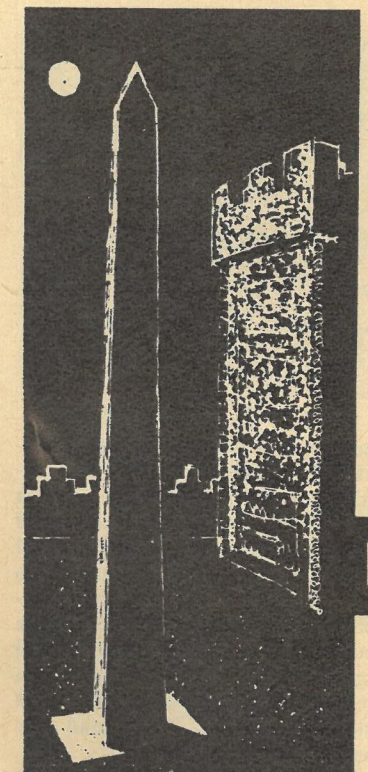
so schnell...

wie hier können Aufträge für Blumengeschenke nach allen Orten vermittelt und ausgeführt werden. Alle an dem bekannten FLEUROP-Zeichen erkennbaren Blumengeschäfte nehmen diese Aufträge entgegen.

Verehrung und freundschaftliche Verbundenheit drücken Blumengrüße aus. Zu jeder Gelegenheit, zu jedem festlichen Anlaß schlagen sie – auch über weite Entfernungen hinweg – Brücken der Aufmerksamkeit. Deshalb gilt für jeden, der sich solcher Brücken bedienen will:

Sag es mit Blumen durch

FLEUROP



„DIE MITTERNACHT RÜCKT NÄHER SCHON...

... in stummer Ruh liegt Babylon". Mitternacht? Eine dichterische Freiheit, oder gab es damals schon eine Zeitmessung?

Tatsächlich wird sie auf die Babylonier des Altertums zurückgeführt, die die Zwölfteilung des Tages und das Gnomon, den Zeitanzeiger in Form einer schattenwerfenden Säule, schufen.

Dieses einstige Rechnen mit der Stunde wurde im Laufe der Jahrtausende zum Umgang mit Sekunden, dem Maßstab für die Präzision der heutigen Armbanduhr.

QUALITÄTS-ARMBANDUHR

UMF RUHLA PRÄZISA

15 Steine,
Stoßsicherung,
bruchsichere Zugfeder,
Chromgehäuse oder wassergeschütztes
Goldplaqué- bzw. Edelstahlgehäuse
ab DM 99.– bis DM 141.–

garantiert Pünktlichkeit!

VEB Klement Gottwald · Uhren- und Maschinenfabrik · Ruhla/Thür.

ENERGIE VERWENDEN, NICHT VERSCHWENDEN!

Kampf dem Wattfraß

1 STUNDE

Strom sparen!

Werktags von
18 bis 19 Uhr

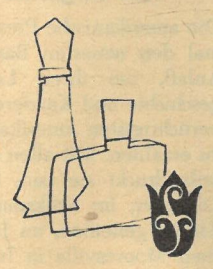
Sie helfen damit
unseren Betrieben

Nicht nur den Mund spitzen,

auch flöten muß man, um seinen Mitmenschen zu imponieren. Das erkannte schon der Rattenfänger von Hameln, der es durch sein Flötenspiel vermochte, Tiere und Menschen förmlich zu verzaubern. Unsere Sinne reagieren lebhaft auf das Ungewöhnliche.

Besonders die Nase ist wählerisch. Sie leiht ihre Zuneigung gern der aparten, nicht alltäglichen Duftnote, wie etwa „Raffinesse" und „Schwarzer Samt". Sie wird auch „Pikanterie", die jüngste Duftschöpfung aus dem Hause Florena, bemerkenswert finden. Das Originelle an „Pikanterie" ist die weiche, schmeichelnde Note. In dem vollen Fonds verbirgt sich ein feiner, pikanter Hauch, der diesem Parfüm das Begehrenswerte gibt. Versuchen Sie einmal „Pikanterie".

FLORENA



Tscherwonzenfälscher unter der Lupe

Geldfälschen wird als verbrecherische Angelegenheit in allen Staaten angesehen. Aber es ist historisch noch nicht einmal lange her, da wurde von äußerlich sehr anständig auftretenden Leuten — Milliardären, Minister und ihren Justizorganen — eine Bande von Geldfälschern mit allen Mitteln, auch denen des Dokumentendiebstahls und des Stahlschrankknackens, in Schutz genommen. Für diese ehrenhaften Herrschaften bedeutete es einen Mißgriff, als im Sommer 1927 der berühmte Berliner Kriminalkommissar von Liebermann einen Ingenieur Dr. Becker, Angestellter der bekannten Münchner Maschinen- und Lokomotivbaufirma Maffei & Schwartzkopf, bei dem Versuch festnahm, in einer Berliner Bank gefälschte sowjetische Tscherwonzenscheine) umzutauschen. Dabei wurden die skrupellosen Machenschaften des Hitlergeldgebers und englischen Ölmagnaten Sir Henry Deterding sichtbar. Wie allen Ölmilliardären brachte die Sowjetrevolution auch ihm Riesenverluste. Um ihnen zu begegnen, bekämpfte Deterding in Gemeinschaft mit gemeinen Verbrechern, Ministern der Weimarer Republik und schließlich durch Finanzierung der Faschisten, selbst durch Geldfälschungen die junge Sowjetrepublik.*

Was dabei herauskam, behandelt der bekannte deutsche Publizist Professor Albert Norden in dem ausgezeichneten Buch „Fälscher" (erschienen im Dietz Verlag, Berlin, Preis 4,80 DM). Es ist keineswegs nur die spannende, dokumentarisch belegte Geschichte eines Verbrechens. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen, die von der verhängnisvollen Außenpolitik der Weimarer Republik über den Hitlerischen Barbarenfeldzug bis zu den gegenwärtigen Adenauerschen Provokationen gegen den mächtigsten Staat der Erde, die Sowjetunion, reichen. Anderseits läßt dieses neue Buch Albert Nordens die wahre nationale Bedeutung der Außenpolitik der Deutschen Demokratischen Republik erkennen. Sie hat nicht zuletzt teil an dem großherzigen Vorschlag der Sowjetunion, dem besiegten und gespaltenen Deutschland durch einen Friedensvertrag endlich die Möglichkeit zu geben, sich aus den Klauen des Imperialismus frei zu machen und den Weg zur Wiedervereinigung und zu einer glücklichen Zukunft für das deutsche Volk zu finden.

Bruno Goldhammer

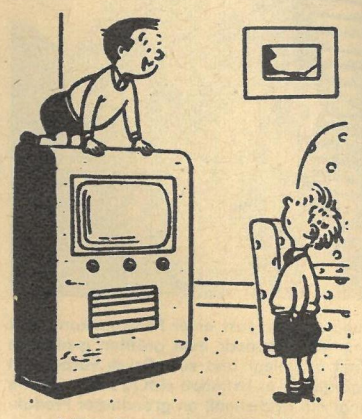
Fotos: Sieffen (2), ZB-Archiv (2)

*) 1 Tscherwonez = 10 Rubel; erste Stabilisierungswährung der jungen Sowjetrepublik

Teufel, Teufel!

Auf der Anschlagtafel eines Wiener Gerichtes stand eines Tages zu lesen: „Termin Teufel gegen Heiliger Geist."
Es handelte sich aber nur um die Klage des Hospitals „Heiliger Geist" gegen den Krankenwärter Teufel.

Eine ältere Frau in Altötting (Bayern) erfuhr sechs Jahre nach dem Tode ihres Mannes, daß sie gar nicht verheiratet war. Die Eheschließung hatte ihr „Mann" seinerzeit nur vorgetäuscht. Es stellte sich heraus, daß das Paar damals in einer Gastwirtschaft getraut worden war und daß als Standesbeamter der Lichtkassierer fungiert hatte.



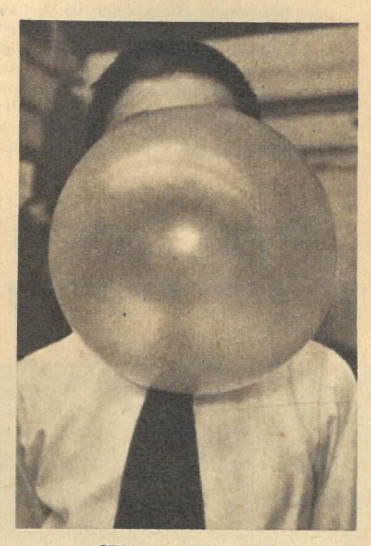
„Jetzt kriege ich von dir fünf Groschen . . ., wir haben ja gewettet, daß ich heute abend auf dem Fernsehapparat zu sehen bin!"

Als der dreißigjährige Syndikus Frank Gurani aus Nampa (Idaho, USA) kürzlich unerwartet nach Hause kam, rettete sich der Liebhaber seiner Frau in den Kleiderschrank und hielt ihn von innen zu. Der Betrogene machte nicht viel Federlesens. Er rief ein Transportunternehmen an und ließ den mit Seilen verschnürten Schrank zum Scheidungsanwalt bringen. Der Fall war klar.

In Graz stand ein Landwirt vor Gericht, weil er seine Frau gegen eine Leihgebühr von 1000 Schilling einem Freund mit auf die Italienreise gegeben hatte. Gegen die Anschuldigung der schweren Kuppelei verteidigte er sich: Schließlich habe eine Bäuerin auch das Recht auf einen Urlaub in Italien, und die 1000 Schilling hätte er dazu verwendet, eine Wirtschafterin zu bezahlen, die während der Abwesenheit seiner Frau deren Arbeit verrichtet hat. Na bitte!

Parken gestattet!

Bis er in die Zirkusschule gehen kann, wurde der kleine Elefant vom Chef einer englischen Artistenagentur in Pflege genommen. Wo aber mitten in der Großstadt hin mit dem Dickhäuter? Auf den Parkplatz natürlich! So parkte „Sunderi" vor dem Büro seines „Pflegevaters", bis der ihn in sein Haus nehmen konnte.



Wenn David die Puste ausgeht,

muß der Direktor der Londoner Kaugummifabrik sich einen anderen Kaugummi-Tester suchen. Zur Zeit ist es der elfjährige David Ford, der — wie appetitlich — den zuvor gekauten Gummi vor den Augen der Herren Techniker aufbläst. „So schön wie du kann's keiner!" schmeichelt dazu der Chef und stellte David sogar für zwei Nachmittage in der Woche fest an. Als Lohn gibt's — Kaugummi!

Badstraße 1½.

Bruchrechnung bei Hausnummern gibt's nicht, meinen Sie? Die Briefträger des fränkischen Städtchens Neumarkt wissen sie sogar besonders zu schätzen. Was hatten sie immer für Ärger mit der neunmal vorhandenen Hausnummer 1 in der Badstraße. Seitdem ein ganz Schlauer aber die Zusatzbezeichnungen erfand, sind sämtliche (Un)klarheiten beseitigt.

Unsere Schachfreunde

machen wir nochmals auf das **Problem-Preislösen** aufmerksam. In unserer vorigen Nummer veröffentlichten wir die zu lösenden 2 Aufgaben:

Aufgabe A: Weiß, am Zuge, setzt in 2 Zügen matt.
Weiß: Ka7, Dd2, Tb6, e8, Ld3, Se7, Bc3, e2 (8).
Schwarz: Ke5, Tf3, Lh2, Sh4, Bc4 (5).

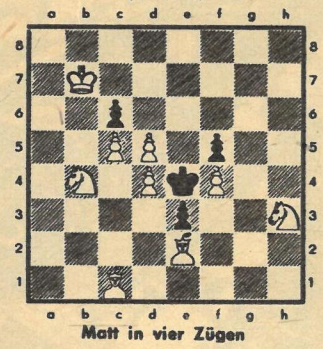
Aufgabe B: Weiß, am Zuge, setzt in 4 Zügen matt.
Weiß: Kd8, Da5, Tg5, Lg8, Se4 (5).
Schwarz: Kf8, Th2, La2, Sa4, a6, Ba7, b5, c6, d7, e5, e6, g4 (12).

Der Deutsche Schachverband hat Preise im Gesamtwert von 600 DM ausgesetzt. Der Verlag **„Zeit im Bild"** stellt außerdem 10 Buchprämien für die besten Einsendungen seiner Leser als Sonderpreise zur Verfügung. Einsendungen mit genauer Absenderangabe und dem Kennwort „Preislösen" bis 28. Februar 1959 (Poststempel) an die Redaktion „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstraße 46.

Ein Musterangriff
Abgelehntes Damengambit

Weiß: New York 1927 Schwarz:
Nimzowitsch Capablanca
1. c4 Sf6 2. Sf3 e6 3. d4 d5 4. e3 (Dieser und der nächste Zug wirken sich in dieser Stellung ungünstig auf die Entwicklung des Damenflügels aus. Besser waren Lg5 und Sc3.) Le7 5. Sbd2 0-0 6. Ld3 c5! 7. d×c5 Sa6! 8. 0-0 S×c5 (Gewinnt ein Tempo.) 9. Le2 b6 10. c×d5 S×d5 (Infolge des Freiwerdens der c- und d-Linie erhält das Spiel einen offenen Charakter, was Schwarz willkommen ist.) 11. Sb3 Lb7 12. S×c5 L×c5 13. Da4 Df6 14. La6 L×a6 15. D×a6 (Weiß gelang es, den gefährlichen Läufer zu beseitigen, aber nun zeigt es sich, daß der weiße Damenflügel schwer zu entwickeln ist.) Sb4 16. De2 Tfd8 17. a3 Sd3 18. Se1 S×e1 19. T×e1 Tac8 20. Tb1 De5 21. g3 (Das ist nun eine Schwächung der Königsstellung, die sich sowieso nicht vermeiden ließe.) Dd5 22. b4 Lf8 23. Lb2 Da2 (Schwarz droht nun auch mit den Türmen einzugreifen.) 24. Ta1 Db3 25. Ld4? Tc2! (Türme auf der 2. bzw. 7. Reihe sind immer gefährlich, darum war 25. Tc1 notwendig.) 26. Da6 e5! (Die Einleitung zu einer entscheidenden Kombination.) 27. L×e5 Tdd2 28. Db7 (Auf Tf1 wäre sehr schön D×e3, und wenn darauf 29. Lf4 T×f2 trotzdem gefolgt, denn die Dame kann nicht genommen werden.) T×f2! 29. g4 De6! (Mit Doppelangriff.) 30. Lg3 T×h2!! 31. Df3 (L×h2? D×g4†) Thg2† 32. D×g2 T×g2† 33. K×g2 D×g4 (Capablanca hat für die Türme Dame und zwei Bauern, der Gegner könnte aufgeben.) 34. Tad1 h5 35. Td4 Dg5 36. Kh2 a5 37. Te2 a×b4 38. a×b4 Le7 39. Te4 Lf6 40. Tf2 Dd5 Aufgegeben.

P. Apel, Lausche (Thür.)
(Urdruck)



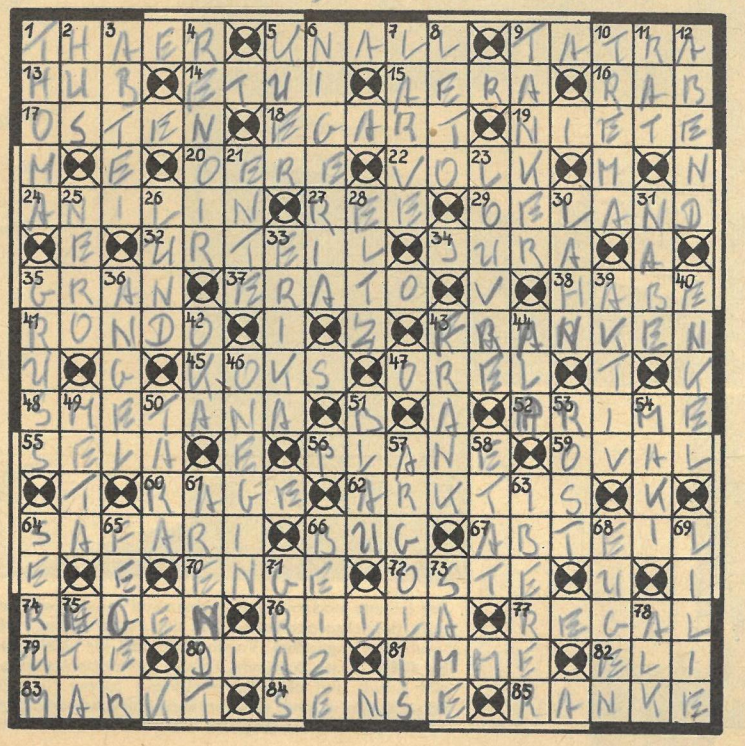
Matt in vier Zügen

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Begründer der Landwirtschafts-Wissenschaften (1752 bis 1828), 5. explosionsartiges Geräusch, 9. Teil der Karpaten, 13. Bewegung eines Kolbens, 14. Behältnis, 15. Zeitraum, 16. jugoslawische Insel, 17. Himmelsrichtung, 18. Feldgraswirtschaft, 19. Fehllos, 20. nordische Münze, 22. durch gemeinsame Sprache und Kulturentwicklung verbundene Gemeinschaft, 24. Grundstoff verschiedener Farben, 27. Wendekommando auf See, 29. schwedische Ostseeinsel, 32. Gerichtsentscheid, 34. Rechtswissenschaft, 35. feines Apothekergewicht, 37. griechische Muse, 38. Besitz, 41. Musikstück, 43. Währungseinheit der Schweiz, 45. Brennmaterial, 47. Stadt südlich von Moskau, 48. bedeutender Meister der tschechischen Musik, 52. erster Ton der Tonleiter, 55. Musikzeichen (Schluß), 56. Wagendecke, 59. Eirund, 60. Wut, Erregung, 62. Polgebiet, 64. Karawanenreise, 66. Schiffsteil, 67. Fahrgastraum, 70. schmale Stelle, 72. Nebenfluß der Elbe, 74. Witterungserscheinung, 76. deutscher Literaturkritiker (1896—1954), 77. Fächergestell, 79. Mutter der Nibelungenkönige, 80. portugiesischer Seefahrer, umsegelte 1488 als erster das Kap der Guten Hoffnung, 81. Insekt, 82. jüdischer Priester, 83. Verkaufsplatz, 84. landwirtschaftliches Gerät, 85. Organ der Kletterpflanze.

Senkrecht: 1. deutscher Maler (1839—1924), 2. tschechischer Reformator, 3. klösterliches Gebiet, 4. französischer Maler (1841—1919), 5. sportliche Wohlübung, 6. Land in Westafrika, 7. Gesichtsverkleidung, 8. Gestalt der griechischen Sage, 9. Spezialschiff, 10. Aussprachezeichen, 11. Tip, Hinweis, 12. Tageszeit, 21. Schwimmvogel, 23. Kunstmuseum in Paris, 25. römischer Kaiser, 26. Stadt in Südschweden, 28. Gebirgsfluß in der Eifel, 30. Nebenfluß des Rheins, 31. Radteil, 33. Heidepflanze, 35. Höflichkeitsbezeigung, 36. Fanggerät, 39. Arbeitskollektiv, 40. Nachkomme, 42. Nebenfluß der Wolga, 43. fortschrittlicher deutscher Schriftsteller, Nationalpreisträger, 44. Bergweide, 46. Titelgestalt einer Oper von Tschaikowski, 49. weiblicher Vorname, 50. Verpackungsgewicht, 51. Farbe, 53. Teil der Feuerstelle, 54. Halbaffe, 57. Landschaft auf der Halbinsel Peloponnes, 58. Haushaltplan, 61. deutscher Lyriker, Nationalpreisträger, 63. spanische Urbevölkerung, 64. Impfstoff, 65. Reinigungsgerät, 66. Holzfärbemittel, 68. Vorname zu 46., 69. Zwiebelpflanze, 71. Wiesenpflanze, 73. Keimträger, 75. griechischer Buchstabe, 78. nordischer Tauchvogel.

(Umlaute getrennt.)



RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 4

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Garonne, 4. Barett, 7. Oschatz, 8. Eclair, 9. Sommer, 12. Fes, 15. Pier, 16. Gast, 17. Drama, 20. Pisa, 21. Rabe, 23. Keil, 27. Rue, 28. Rom, 29. Dom, 31. Nase, 32. Bali, 35. Arzt, 36. Enten, 39. Eule, 41. Ekel, 43. Lid, 44. Bedarf, 45. Hangar, 46. Ukraine, 47. Escudo, 48. Belgien. — Senkrecht: 1. Goslar, 2. Asthma, 3. Name, 4. Berg, 5. Titisee, 6. Trepang, 9. Spa, 10. Oise, 11. Eva, 13. Espe, 14. Stigma, 17. Duene, 18. Mime, 19. Aldan, 22. Brezel, 23. Kran, 24. Eos, 25. Flasche, 26. Caracas, 30. Etui, 32. Bier, 33. Lawine, 34. Indien, 37. Tee, 38. Elf, 40. Ebro, 42. Karl.

Füllrätsel. „Brach lag das Land, und die Herren floh'n, es roch nach Rauch und Brand. Da faßten wir Mut und führten den Pflug mit unsrer starken Hand. Wir haben den Acker in Frieden bestellt und träumen von friedlicher Ernte. Wir schaffen und lieben die Saat und das Feld, bewachen und hüten den Frieden der Welt!" (Kurt Paul.)

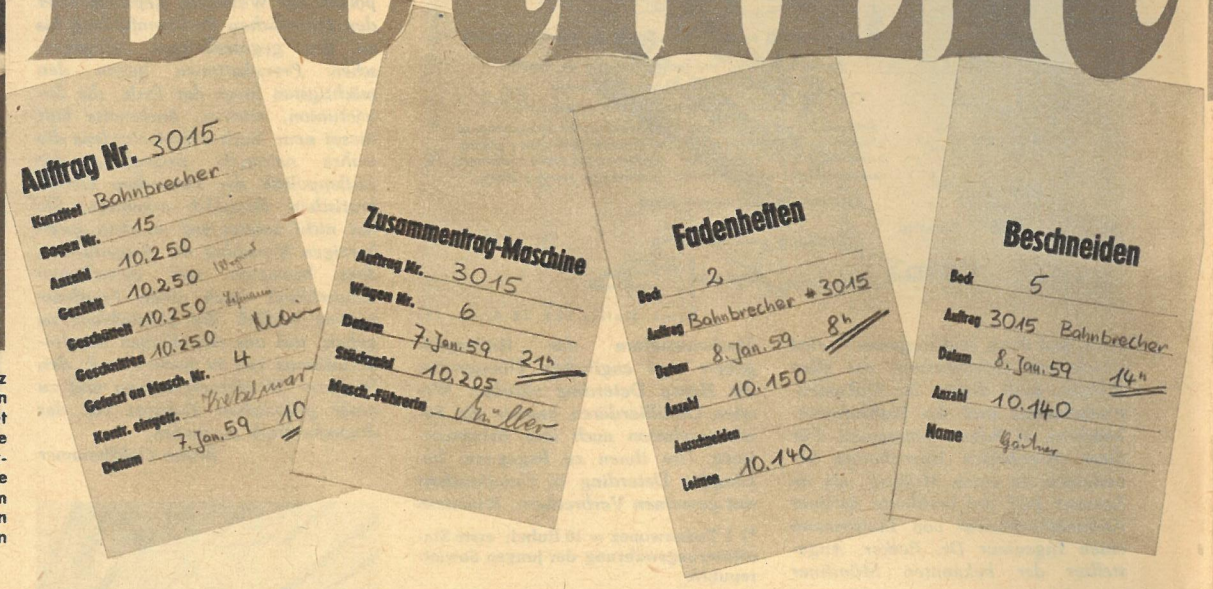
DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM

Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellv. Chefredakteur), Lena Smolny, Bruno Goldhammer, Eberh. Kottwitz, Günther Zumpe (Verlagsleiter)

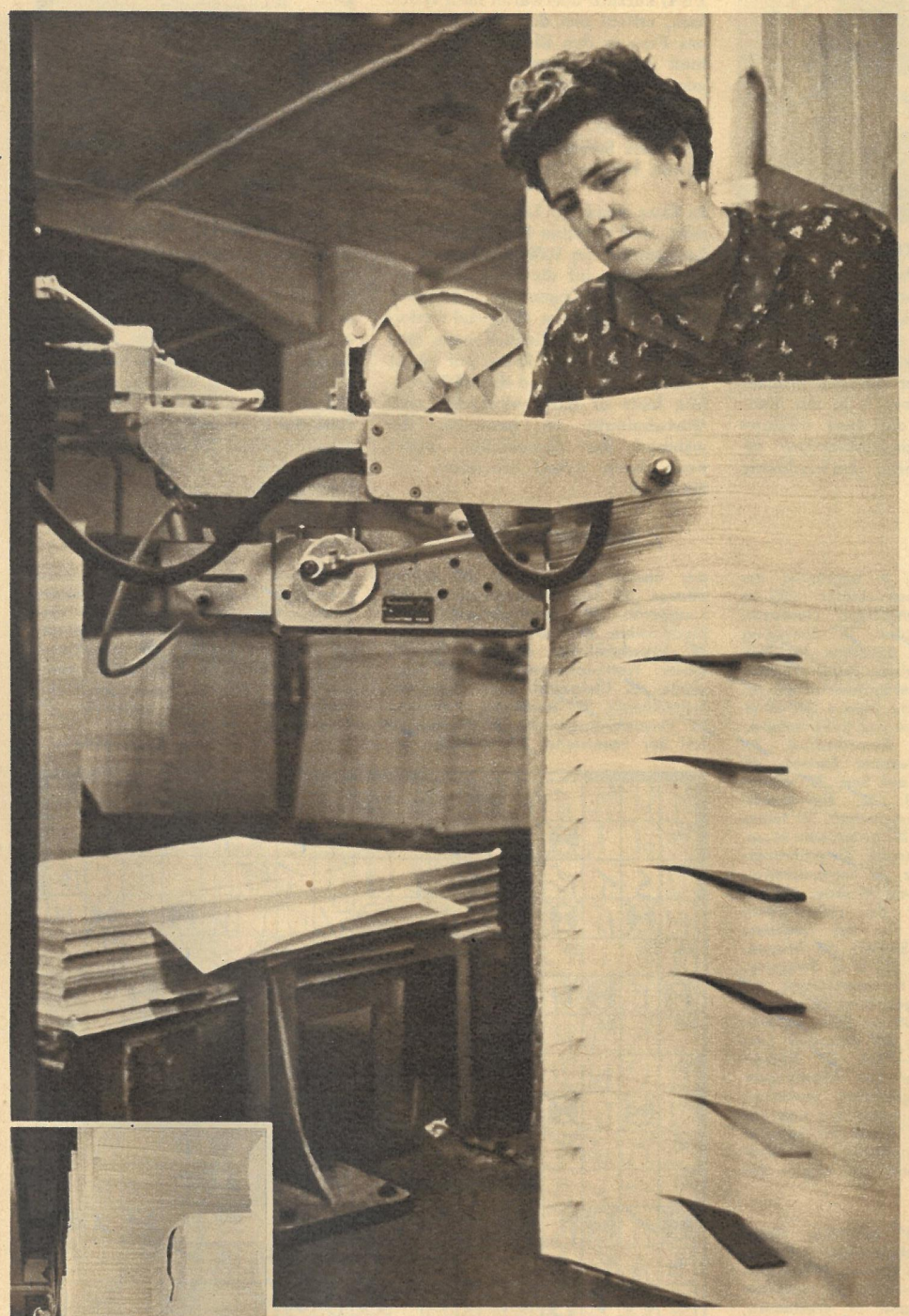
Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstraße 46 Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" 381 erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf

BÜCHER

Es kommt, was Exaktheit und Abstimmung angeht, fast einer Fahrplankonferenz der Reichsbahn gleich, wenn im Karl-Marx-Werk Pößneck, dem größten grafischen Betrieb ganz Deutschlands, ein neuer Titel aufgelegt und zum Druck vorbereitet wird. Die Kompliziertheit eines Druckvorganges — es befinden sich ja stets mehrere Titel zur gleichen Zeit in Arbeit — verlangt ein Höchstmaß an gründlicher Produktionsplanung, die sich mancher andere Betrieb zum Vorbild nehmen sollte. Jene Laufzettel (rechts), die das Papier über alle betrieblichen Stationen hinweg bis zum fertigen Buch begleiten, sind also keineswegs bürokratische Auswüchse, sondern der Ausdruck einer glänzenden, bis ins kleinste durchdachten Arbeitsorganisation



Exakte Planung + gründlich durchdachte Arbeitsorganisation + rationellster Maschineneinsatz + Ablösung manueller Arbeit = kontinuierliche Planerfüllung vom ersten Tag des Jahres an

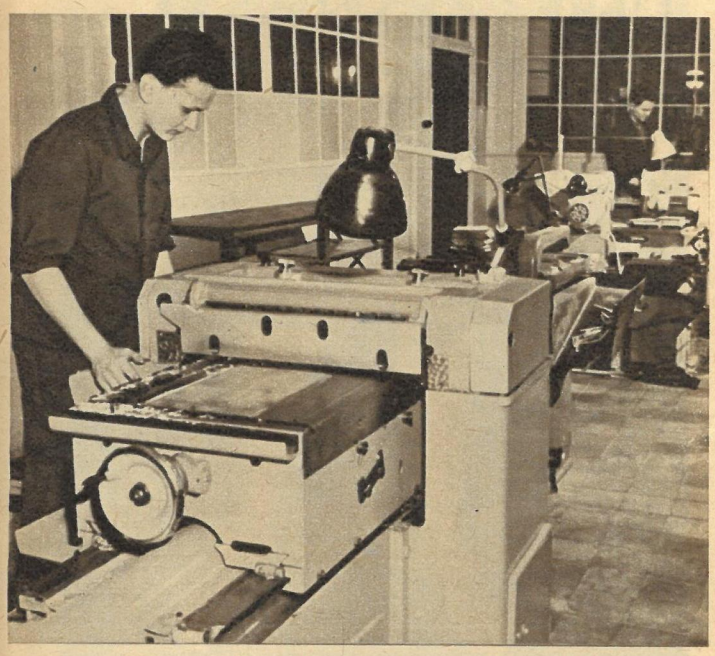


Der Einsatz modernster Maschinen und neue Arbeitsmethoden unterstützen die gute Betriebsorganisation bei der Planerfüllung. Diese Bogenzählmaschine — von der englischen „Vacuumatic Ltd." für 19000 DM bezogen — zählt 30000 bis 40000 Bogen je Stunde. Erfolg: sechsfache Leistungssteigerung ohne manuelle Arbeit und ohne Fehlzählungen (oben). Im Offsetsaal bekommen die Papierbogen in einer selbstentwickelten rundlaufenden Hängebahn die richtige Temperatur und Feuchtigkeit, was die Druckqualität merklich verbessert (links)

Für 18 Pfennig „Stundenlohn" liefen früher Frauen um einen runden Tisch und trugen Lage für Lage die Bücher zusammen. Das erledigt heute eine moderne, mit 30 Anlegestellen ausgerüstete Zusammentragmaschine schneller und rationeller (oben). — Jeder Verlag möchte seine Auflagen in Leinen gebunden haben (links). Hier müßte das Druck- und Verlagskontor strengere Kontrollen ausüben und Limits festlegen, damit es im Betrieb nicht immer zu Fehlmengen und damit zu Störungen kommt

nach Fahrplan

Irgendwo, in Berlin vielleicht, und natürlich nur symbolisch, steht der große Exportzug unter Dampf und wartet auf seine Anschlüsse aus den Betrieben unserer Republik. Noch nicht alle Werke haben einen so guten und vorbildlichen Betriebsfahrplan wie die Karl-Marx-Werker in Pößneck, deren Anschlüsse immer klappen. So muß es auch sein, denn nur wenn wir unseren Exportverpflichtungen pünktlich nachkommen, können wir mit regelmäßigen Importen rechnen, die uns wiederum befähigen, besser zu produzieren, besser zu leben und — den Kreis schließend — mehr zu exportieren. Aber in Pößneck liefert man dem Exportzug nicht nur Quantität, sondern auch Qualität, und wenn die Sowjetunion künftig bei allen (!) Buchlieferungen aus der DDR auf eine eigne Endkontrolle verzichtet, so ist das in erster Linie ein Verdienst der hochqualifizierten Arbeiter des Karl-Marx-Werkes. 350 Titel jährlich, also rund jeden Tag einer, laufen in Pößneck durch die Druck- und Buchbindeabteilungen, und wenn trotz dieser Vielfalt und der infolge hoher Auflagen in die Millionen gehenden Bücher die Pläne des Werkes korrekt und vom Januar an erfüllt werden, dann ist das nicht nur ein Beispiel für unsere gesamte Industrie, sondern verdient auch uneingeschränktes Lob



Neben einer gänzlich neuen Galvanoplastik richtet man in Pößneck auch eine Flachstraße in der Stereotypie ein. Nicht nur die Maschinen untereinander, sondern auch beide Räume werden durch Bänder verbunden. Farbige Maschinen und dazu abgestimmte Wandanstriche sowie Gardinen an den Fenstern nehmen den Arbeitsräumen den Fabrikcharakter, regen an und heben das Wohlbefinden der Arbeiter. Welche Vorteile Mechanisierung und Automatisierung haben, ist dadurch bewiesen, daß der Betrieb gegenüber 1950 mit der Hälfte der Arbeiter die Leistungen verdoppelte

Die Klasse „Papiergewicht" bei Jugendboxern kann sich allenfalls auf einen einzelnen Bogen beziehen. In Pößneck, wo die Arbeiter ständig mit ganzen Stapeln umgehen müssen, weiß man besser, wie schwer Papier sein kann. Deshalb bedeuten die sechs eingesetzten elektrischen Stapelhubgeräte eine spürbare Erleichterung. Der Tisch des Gerätes drückt sich immer selbsttätig in Arbeitshöhe, erspart den Kollegen enorme Muskelkräfte und steigert überdies auch die Arbeitsleistungen nicht unwesentlich

Fotos P. Friedemann / Text E. Kottwitz

„Wie könnte man bloß diesen primitiven und unwirtschaftlichen Arbeitsgang des Bildseiteneinklebens verbessern?" Das Ergebnis des kollektiven Nachdenkens steht hier vor uns: eine Bildeinklebemaschine. Jetzt wird man noch Anleger entwickeln, um damit auch die letzten Handgriffe zu mechanisieren

Frau Mode kündigt den Frühling an

„Was ist das Neue, was wird sich verändern?" Die ständige Frage bei Saisonbeginn und vor einer Modenschau. Um alles vorwegzunehmen: Die Röcke bleiben kurz, die Taille kommt allmählich in ihre natürliche Höhe zurück. So verkündet es jedenfalls das Modehaus Bormann. Hier auf dem Laufsteg haben wir mal alles vereint, was in diesem Frühjahr an modischem New look auffällt. Beginnen wir gleich links. Ein extravagantes schwarzes Taftkleid, zwei tiefe eingelegte Falten springen unterhalb der Brust auf. Duftig und sehr beschwingt das weiße Festkleid, ganz plissiert, die Weite von einem Atlasgürtel nur vorn zusammengehalten. Anspruchsvoll wiederum das Brokatkleid in der Trapezlinie. Für unsere jungen Mädchen die zwei folgenden Modelle. Aus Kunstseidentaft mit betontem Gürtel das eine, und aus getupftem Perlon mit beschwingtem Rock das andere. Fast alle Stoffe, die uns die Modenschau Bormann zeigte, stammten aus der Retorte, das heißt, es waren synthetische Fasern. Wir sahen reizende Modelle, ganz dem neuen Material angepaßt, das — so wurde uns vielfach bestätigt — sogar der Fachmann von den Naturprodukten Wolle und Seide kaum unterscheidet

Texte Lena Smolny / Fotos Eberhard Buschmann

Ohne lange nachzudenken, wählte Eveline diesen Trägerrock mit der sportlichen Hemdbluse als Berufskleidung. Übrigens, auch dieser hübsche Rock ist aus einem neuen Gewebe, aus Lanon. Gemischt mit Wolle oder Reißspinnstoffen ist diese Faser sehr leicht und griffig. Das modische Kostümchen, das sie auf dem Titelbild trägt, entspricht mit seiner kurzen Jacke der Frühjahrsmodelinie. Es ist aus Strickwollmischgewebe

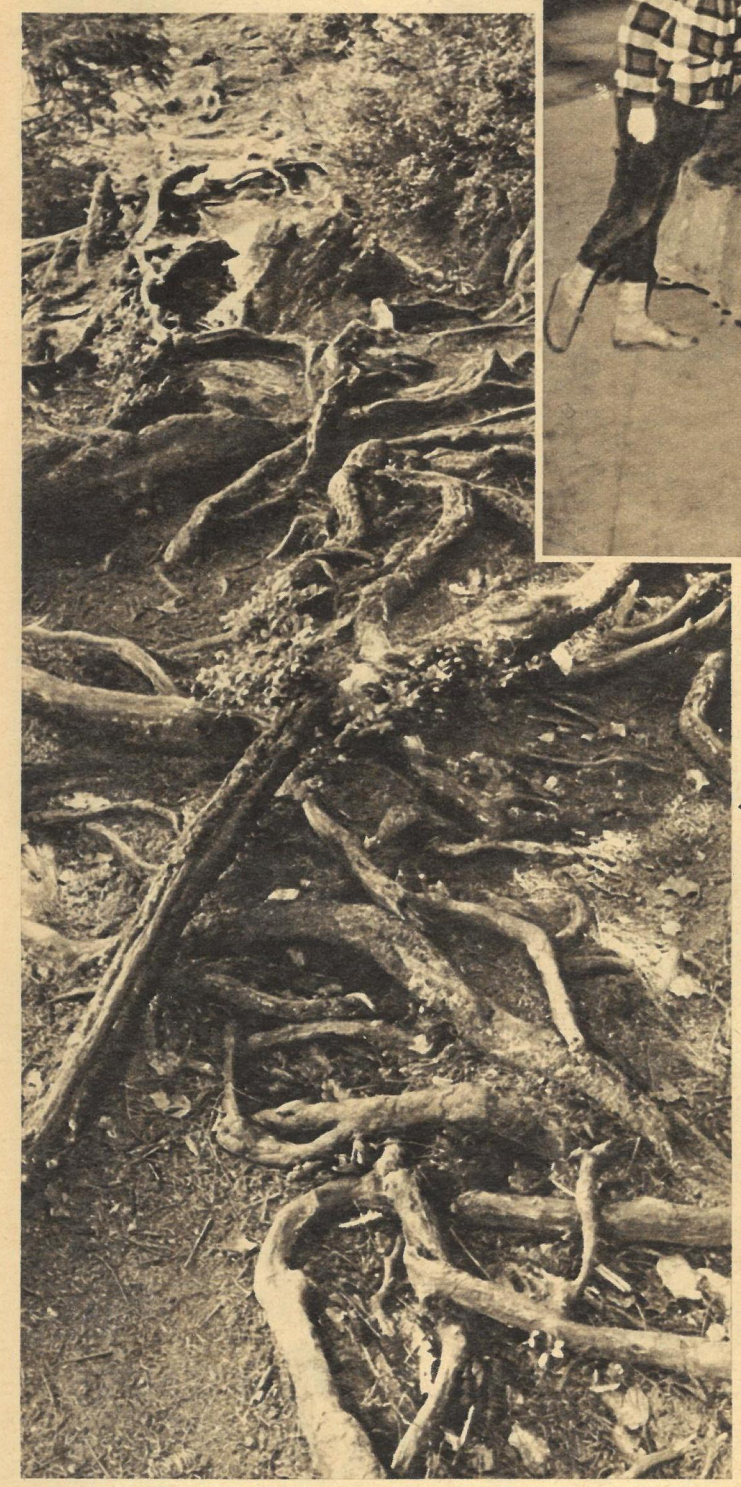
Im Kaffee am Nachmittag führte uns Eveline ein apartes frauliches Nachmittagskomplet vor. Gerade wird der Mantel abgelegt, dessen attraktiven Kragen wir nun leider nicht sehen. Das Kleid, am Hals und Ärmel mit Blenden aus dem Mantelfutter versehen, zeigt in Brustlinie erhöhte dekorative Schnurstepperei

Nach getaner Arbeit begegnet uns Roswita in einem Teekleid aus rosa Brokatstoff, einem sehr modischen Modell mit erhöhter betonter Taille. Das kurze Cocktailkleid verdrängt — weil es vielseitiger verwendbar ist — mehr und mehr das anspruchsvolle lange Abendkleid. Roswita zeigt uns auf dem Titelbild ein anmutiges, elegantes Tageskleid aus gelbem Panamagewebe mit blousonartigem Vorderteil, die Blusenweite ist von einer Schleife gehalten

Ein Blick voraus in die Sommermode. Ein loses hemdartiges Kleid. Die Plisseeteile schon am Ausschnitt beginnend. Unterhalb der Brust gürtet ein Bindeband die Weite. — Ganz mutige, vor allem schlanke Frauen lassen das Band weg und kokettieren mit der Weite des Kleides, anderseits ist so ein lose fallendes Kleid auch etwas für werdende Muttis. Also, die Mode bleibt im Frühjahr leger, sehr weiblich. Aber jetzt haben Sie bei Ihren Einkäufen das Wort!

Nur eine Scheibe vom größten Baum der Welt, und das Brennmaterial für den Winter wäre eingekellert. Es handelt sich hier um den Abschnitt des Stammes einer kürzlich in Kalifornien gefällten Redwood-Kiefer (Mammutbaum) mit einem Durchmesser von gut sechs Metern und einem Gewicht von rund 11 000 Kilogramm. Auf 300 Jahre Alter schätzt man diesen Baumriesen, der eisenhartes und vor allem fäulnisbeständiges Holz liefert. Und das kurioseste: Das Samenkorn eines solchen Mammutbaumes hat etwa die Größe eines Stäubchens; es wiegt nur zehn Milligramm!

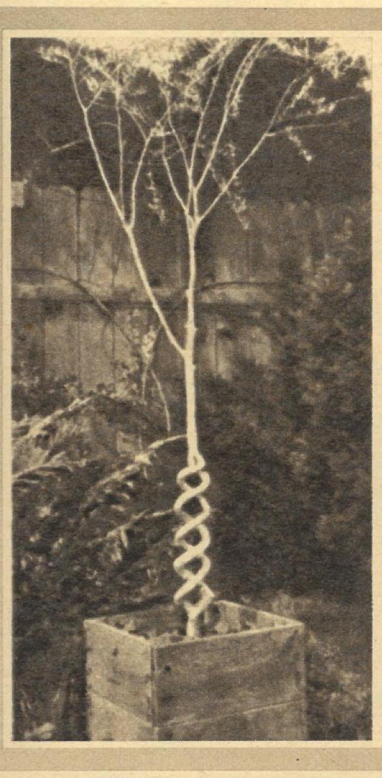
Fotos: Archiv (6). Steffen

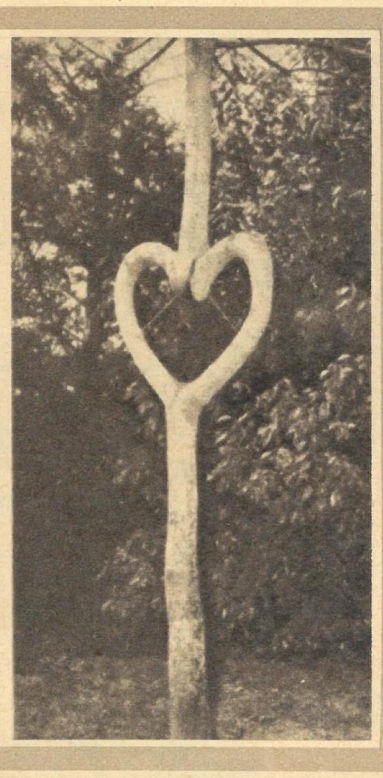


Allerlei „Holziges"

Wie Schlangen winden sich die Wurzeln eines von Wind und Wetter zerzausten „Urwald"-Riesen im Naturschutzgebiet des Bayrischen Waldes in der Nähe des Arbersees am Boden

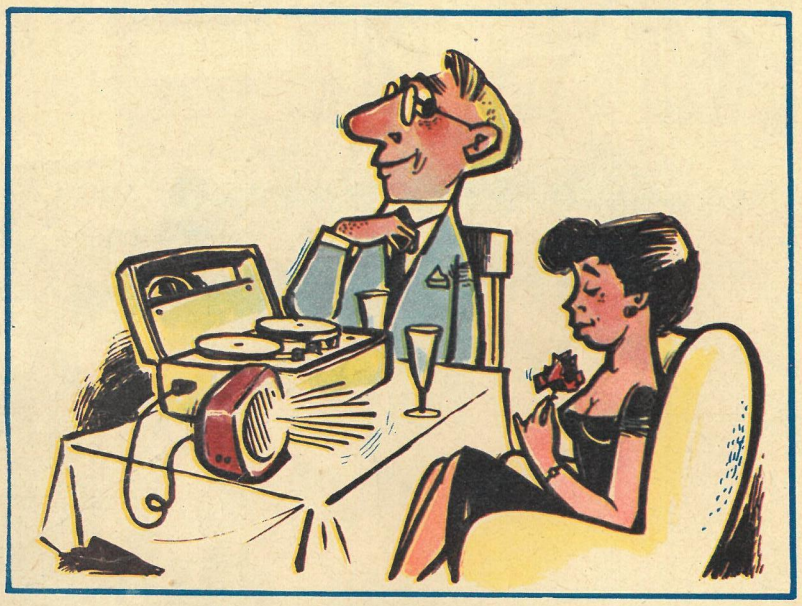
Skurrile Formen von Bäumen, die zuweilen Tieren, hier Mauleseln, ähneln, kann man in der Mojave-Wüste in Kalifornien entdecken. Hier sind es immergrüne Gestalten, die die Natur formte



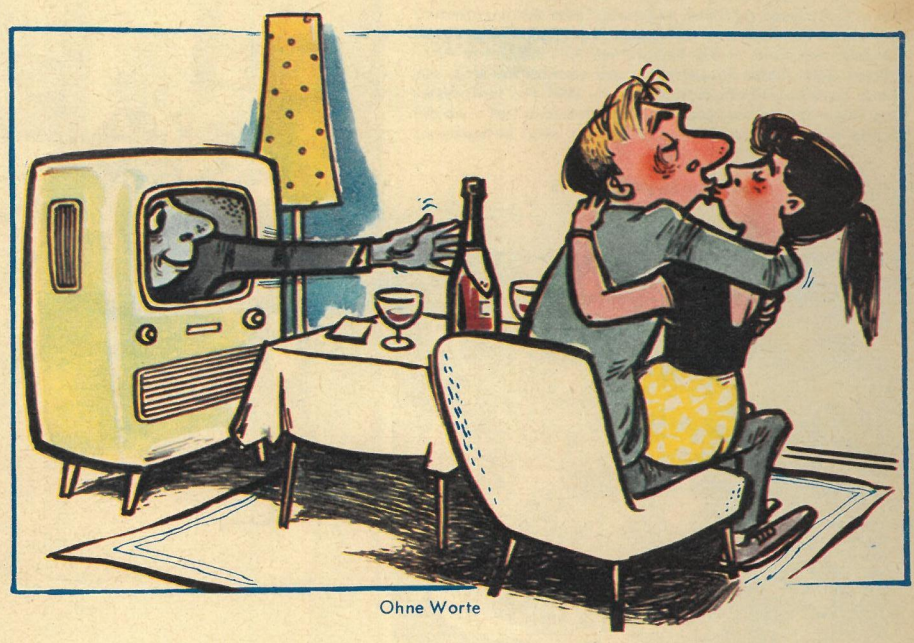


Spielereien Der Mensch soll sich die Natur untertan machen, aber nicht vergewaltigen, wie hier, wo er Bäume zu den merkwürdigsten Verrenkungen zwingt. Diese gewallten Mißgeburten züchtete ein spleeniger Amerikaner, der sich schon seit mehr als dreißig Jahren mit diesem recht zweifelhaften Steckenpferd beschäftigt

Rund ist die Welt - bunt ist die Welt



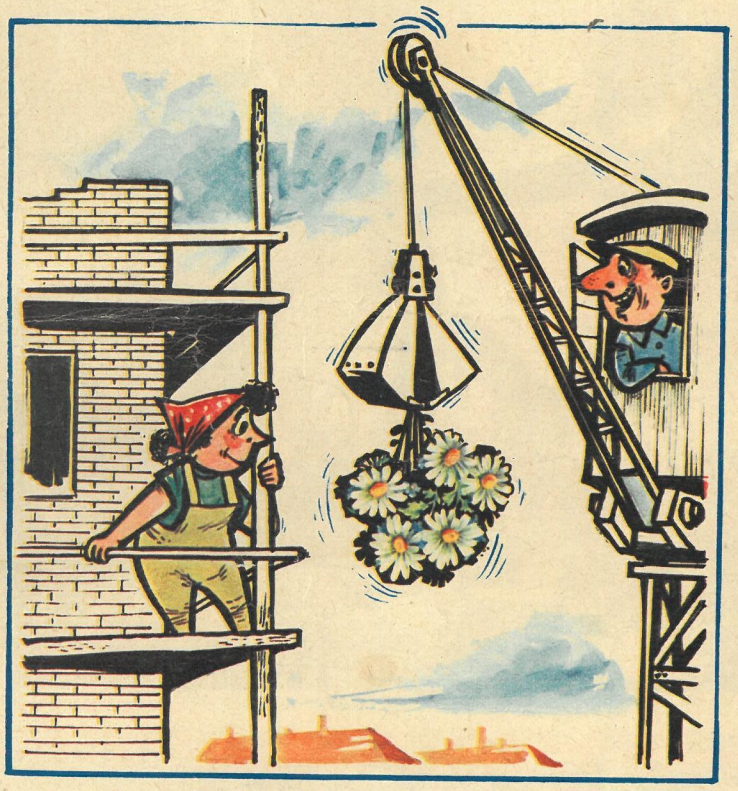
„... und bitte ich Sie, Fräulein Helga, meine Frau zu werden!"



Ohne Worte

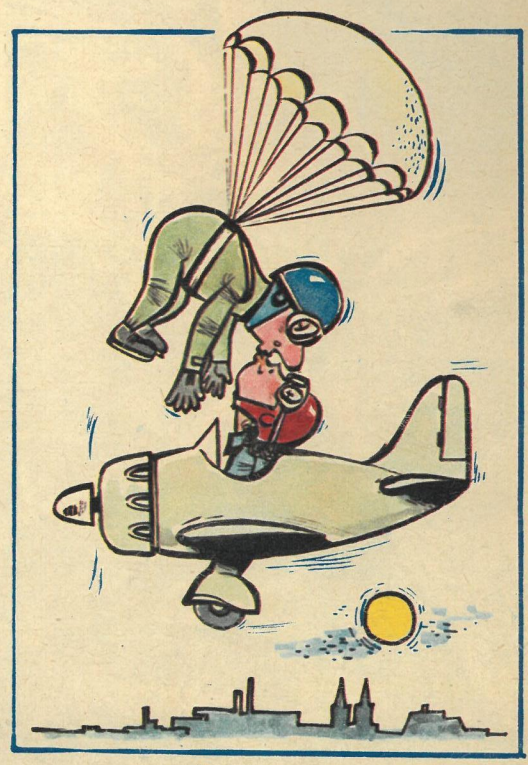
Liebestechnisches

VON GERHARD HÖCKER

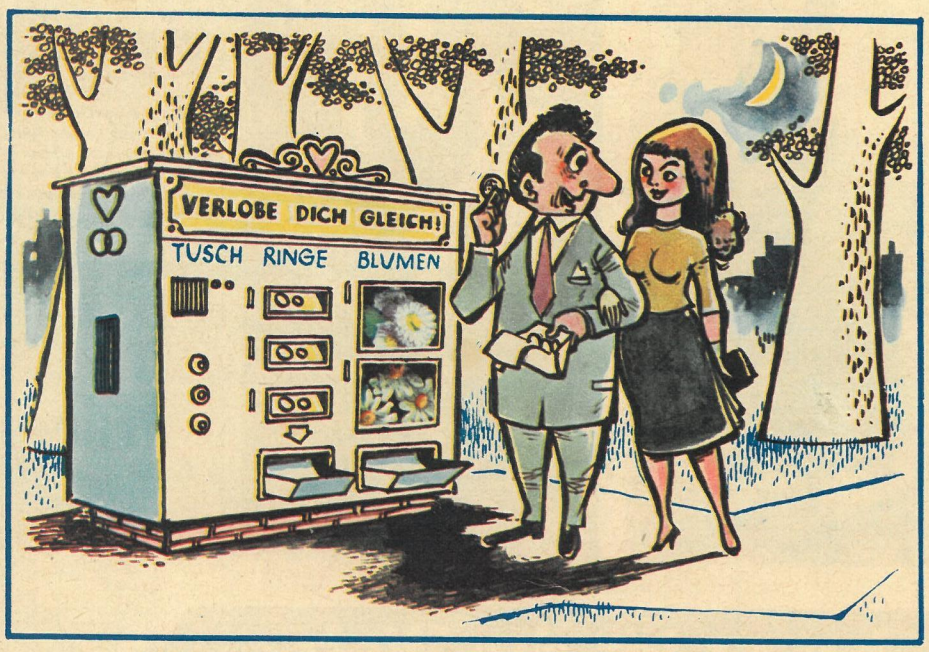


„Siehste Mutti, unseren Hochzeitstag hat dein Karlemann diesmal nicht vergessen!"

„Wie schön der Sputnik heute wieder leuchtet!"



Ohne Worte



„War 'ne gute Idee von unseren Stadtvätern, den Automaten aufzustellen!"

Ohne Worte